3
3. Januarheft 1965

DIE MODE MACHT DEN WINTER WARM

Foto Friedemann / Moda Polska

Der Kreml

WO EINST DER ZAR ABDANKTE

Fußball ist auch in Pskow König

Straße der Oktoberrevolution

Im Kreml zu Pskow, nah über dem Ufer der Welikaja, die unweit der Stadt in den südlichen Teil des Peipussees mündet, spielte sich vor fast fünf Dezennien der Anfang vom Ende einer historischen Epoche ab. In dem altertümlichen Schloß der mauerumgürteten Festung, in der von 1915 bis 1917 das russische Hauptquartier saß, dankte am 15. März 1917 Zar Nikolaus II., genannt der Blutige, nach dreiundzwanzigjähriger Herrschaft ab. Der letzte Herrscher aus dem Haus der Romanows, unfähig, feig, beschränkt und reaktionär, besiegelte hier mit seiner Unterschrift die durch die Februarrevolution geschaffene neue Lage, deren weiteres Ergebnis die Große Sozialistische Oktoberrevolution war, als der bürgerlich-liberale Klüngel den Ruf des Volkes nach Frieden und Brot mißachtete.

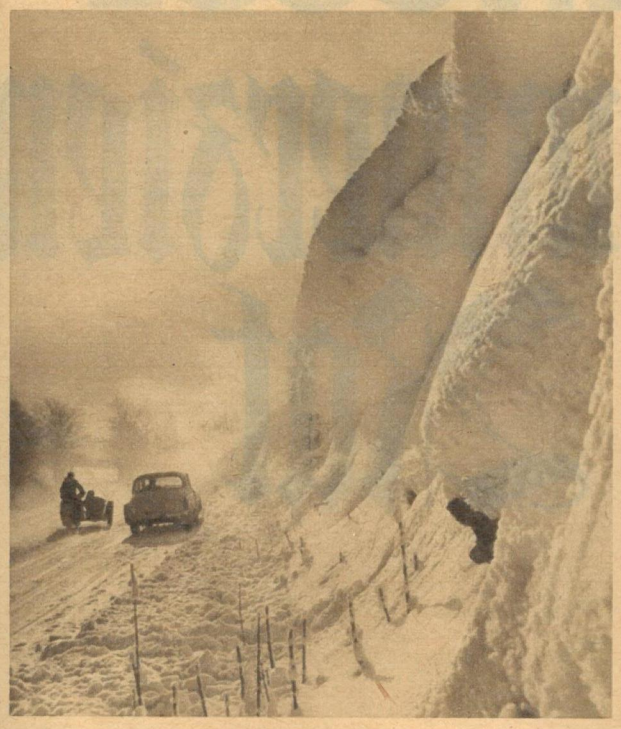
Damals besaß Pskow drei Kathedralen, vier Klöster, neunzehn Kirchen und fünfzehn runde Wachtürme, Symbole kirchlicher und militärischer Unterdrückung. Nach dem Zaren wußten sich die deutschen Okkupanten des ersten Weltkrieges in Pskow einzurichten und das reiche Land ringsumher auszusaugen. Im zweiten Weltkrieg sank die Stadt in Schutt und Trümmer, kaum ein Stein blieb auf dem anderen.

Wer heute hierher kommt, sieht der Stadt nicht an, wie verheerend der Überfall Hitlers über sie hinweggegangen ist. Nur wird der Charakter von Pskow nicht mehr von den Türmen der Kirchen und Klöster, die niedrige Wohnhäuser überragen, bestimmt, die moderne Wissenschaft hat ihren Einzug gehalten. Sie formt und gestaltet die Menschen und die Stadt, in der sie leben und arbeiten. 21 Schulen, Pädagogische Institute, Technische Hochschulen, Medizinische Akademien und Musiklehranstalten beherbergt das neuerstandene Pskow hinter dem auf hohem Ufer thronenden Kreml, in dem die Herrschaft der Romanows zu Ende ging, die das Volk in Unwissenheit und blindem Gehorsam zu halten suchten.

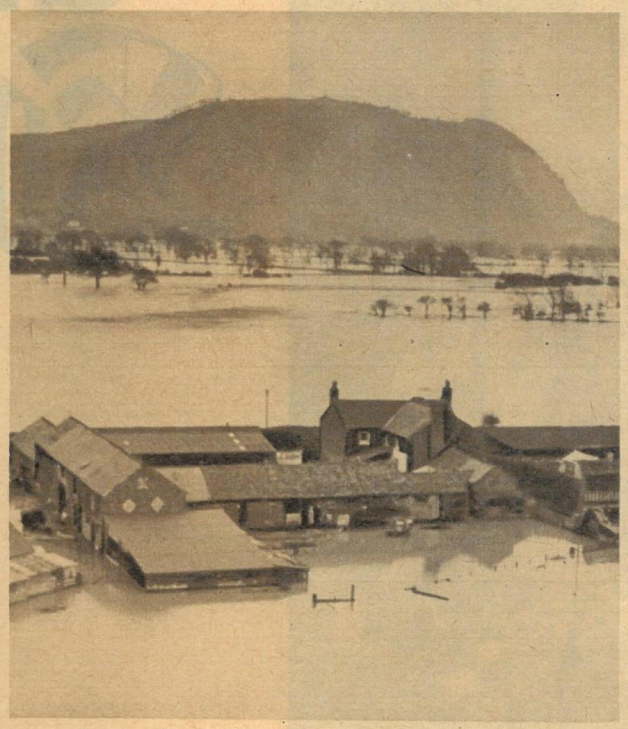
Die neuen Werkhallen der Pskower Maschinenbaubetriebe, die modernen Anlagen des großen Betonfertigteilwerkes sind markante Merkmale der Stadt, in der es insgesamt 32 Großbetriebe gibt, die jetzt das Achtfache der Vorkriegsindustrieproduktion herstellen. In neuen Kindergärten und Kinderkrippen wächst wohlbehütet die junge Generation der Stadt heran. Ihre Väter und Mütter und jene, die die Oktoberrevolution und die Prüfungen der Jahre des Bürgerkrieges und des Großen Vaterländischen Krieges bestanden haben, genießen das Glück des Friedens, den sich die Völker der Sowjetunion erkämpften.

Als Hitlers Panzerarmeen im Juni 1941 den „Plan Barbarossa" zu verwirklichen trachteten und die Grenzen der UdSSR überschritten, zählte Pskow rund 60 000 Eiwohner. Tausende von ihnen starben in den Jahren der faschistischen Besatzungszeit. Zwanzig Jahre ist es her, daß Pskow befreit wurde. Die Menschen der Stadt, in deren Kreml im Frühjahr 1917 der Anfang vom Ende einer historischen Epoche begann, vertrauen auf die Zukunft. Ihre Erfahrungen berechtigen sie dazu, optimistisch zu sein.

Fotos TASS



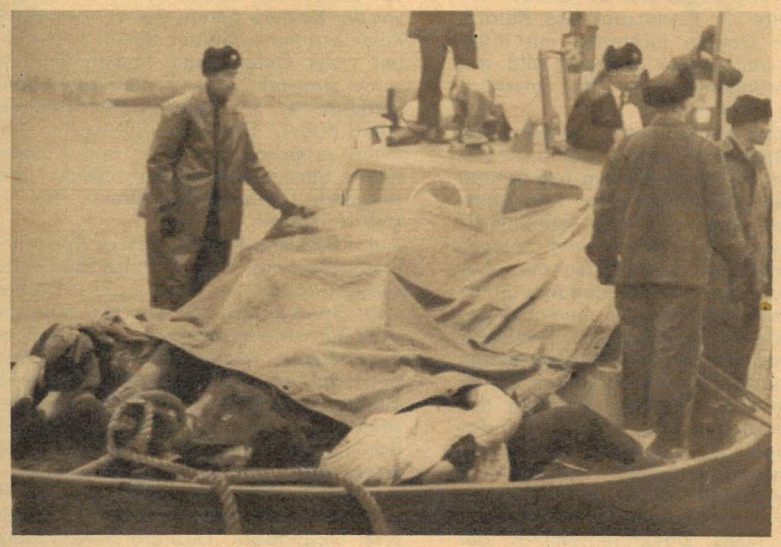
ANNABERG. Die Wettermeldung „Neuschnee, Wintersportmöglichkeiten gut" lockt allwöchentlich Zehntausende Wintersportler per Bahn und Kraftwagen ins tiefverschneite Erzgebirge um Annaberg und Oberwiesenthal.



LONDON. Mittel- und Nordengland wurde von schweren Regenfällen heimgesucht. Bei Shrewsbury trat der Severn über seine Ufer. Mehrere Ortschaften sahen sich plötzlich von der Außenwelt abgeschnitten.

MOULSFORD (Berkshire). Ann Packer, die britische Goldmedaillengewinnerin von Tokio über 800 Meter, heiratete. Silbermedaillengewinner Robby Brigthwell avancierte vom Mannschaftskapitän zum glücklichen Ehemann.

Fotos: Zentralbild (4) / Agerpress / dpa



HELSINKI. Bei einem Zusammenstoß zwischen einem finnischen Marinekutter und einem Bugsierdampfer im Hafen von Raumo ertranken 25 Mädchen und 3 Marinesoldaten. In schwieriger Arbeit wurden inzwischen die Opfer des tragischen Unglücks von Marinetauchern aus dem gesunkenen Kutter geborgen. Die Katastrophe hatte sich im dichten Nebel ereignet.

WARSCHAU. Ein Denkmal für 300 in Auschwitz und anderen faschistischen Konzentrationslagern von der SS ermordeten polnischen Professoren wurde in Wroclaw eingeweiht. An der feierlichen Denkmalsenthüllung nahm eine Delegation Widerstandskämpfer aus der DDR teil.

BUKAREST. Im Felsental des Arges wächst Rumäniens größte Talsperre. 105 Meter hoch und 307 Meter lang wird die Sperrmauer. Sie wird 500 Millionen Kubikmeter Wasser stauen. Die Kapazität des Kraftwerks: 400 Millionen Kilowatt!

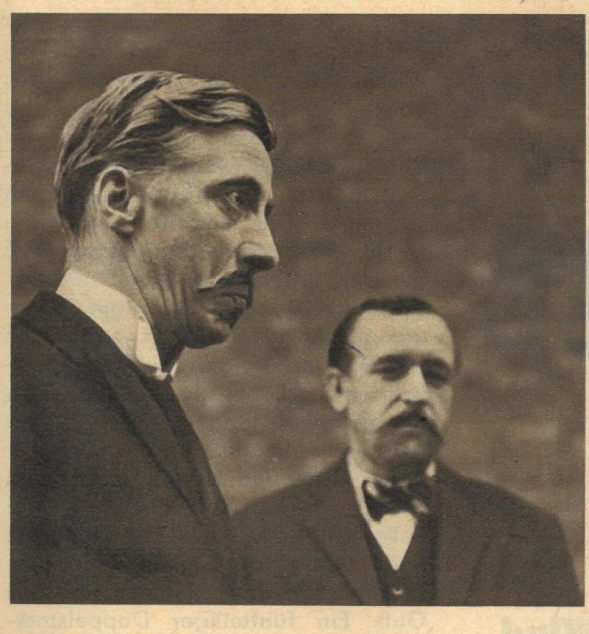
GENOSSE Kommerzien Rat

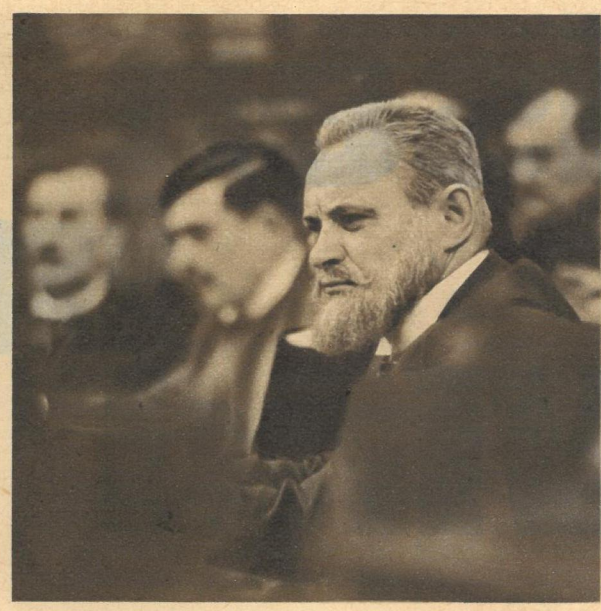
Gegenüber auf der Galerie saßen gelangweilt blickende Dämchen. Groß aufgemacht – mit riesigen Hüten drapiert, behängt mit Taschen und Schirmen. Nur einmal sprengte ein vaterländisches, deutsch-nationales Gefühl ihre nonchalante Eleganz. Unten im Saal stand ein Mann auf und sagte „Nein". Unüberhörbar für alle im Plenarsaal des Reichstages. Die Damen fuchtelten mit ihren Schirmen und schrien genauso wild wie die Abgeordneten unten: „Pfui, unerhört, nieder mit Liebknecht!"

Im kostbaren, originalgetreu aufgebauten Plenarsaal des Reichstages drehte Regisseur Günter Reisch an diesem Tag Szenen zum großen DEFA-Film über Karl Liebknecht. Nach jedem „Achtung, Aufnahme!" verschwanden „Sportecho" und „Neues Deutschland" von den Plätzen der über 400 Abgeordneten, Maskenbildner überprüften vorher schnell noch einmal angeklebte Bärte und Haarschnitte. Regisseur Reisch sprach mit den SPD-Abgeordneten um Karl Liebknecht – gespielt von Kunstpreisträger Horst Schulze, Mitglied des Berliner Ensembles. Und dann kamen das „Nein" gegen die Kriegskredite und die protokollarisch überlieferten Tumulte.

Günter Reisch lieh sich fast alle 400 Kleindarsteller in den Schulen rund um Potsdam aus: Das Direktorenseminar der Pädagogischen Hochschule steuerte den Genossen Kommerzienrat bei und die Verwaltungsakademie lieferte Großgrundbesitzer – Maskenbildner der DEFA produzierten nach dem bebilderten Reichstags-Handbuch von 1912 porträtähnliche Köpfe. Mit dem neuen Gesicht stieg beispielsweise der Schuldirektor aus Leipzig voll und ganz in die Haut eines deutschnationalen Abgeordneten. Er kennt die Herkunft und Denkweise seines zweiten Ich bis in alle Einzelheiten und reagiert vor der Kamera genau wie der preußische Kommerzienrat. Günter Reisch verschenkt bei jeder Gelegenheit Komplimente für seine Statisten. „Alle spielen mit seltener Leidenschaft. Sie sind mit Herz und Verstand dabei." Dank naturalistischer Hilfsmittel erreichen Regisseur und Kameramann den beabsichtigten Zweck: überzeugende, realistische Bilder bis ins kleinste Detail.

Autor Tschesno-Hell, Regisseur Reisch und Hauptdarsteller Horst Schulze (Bild unten) suchten lange vor dem ersten Drehtag nach Spuren Karl Liebknechts. Sie sprachen mit Arbeiterveteranen, mit Familienangehörigen. Horst Schulze las Reden und Schriften. „Karl Liebknecht packte die Zuhörer mit seinem scharfen Verstand, seiner Leidenschaft und seiner unbestechlichen Logik. Leider kann ich nur winzige Ausschnitte seiner Reden sprechen ... Vor allem möchten wir ja einen hochaktuellen Film drehen, einen Film für unsere Gegenwart. Deshalb konzentrieren wir uns auf die tiefen menschlichen Probleme dieses Mannes, auf seine inneren Kämpfe, die zur richtigen Entscheidung führten."



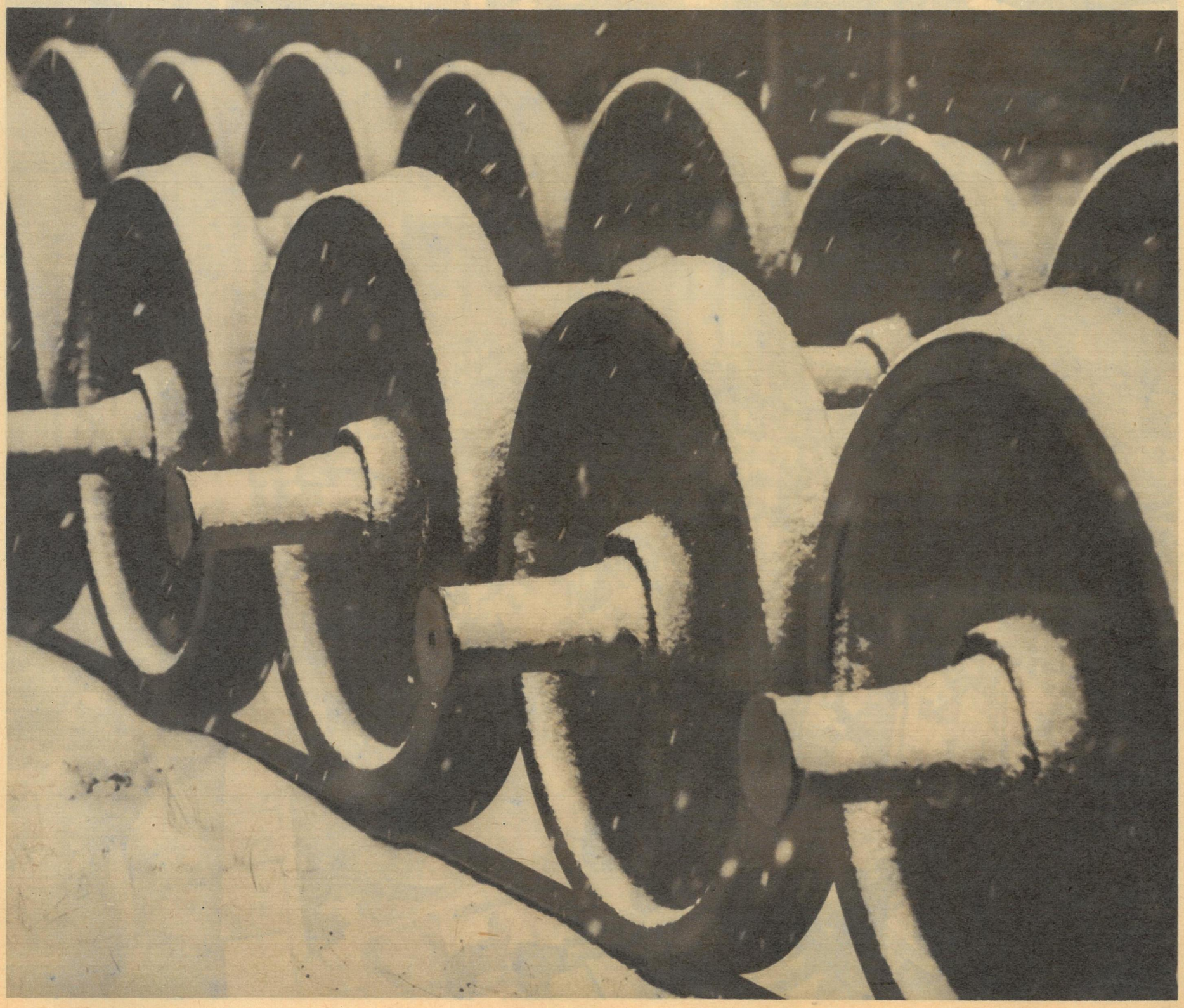


Diesen würdigen Herren glaubt man das Reichstagsmandat von 1914: Schulinspektor Manfred Stehr aus Berlin-Friedrichshain spielt einen Abgeordneten der Konservativen Partei (links). Sein Lehrerkollege Friedrich Schindler aus einer Leipziger Oberschule gleicht aufs Haar dem SPD-Vertreter Molkenbur. Die vielen Schuldirektoren im Plenarsaal des Reichstages spielten besonders gern mit. Verständlich: Günter Reisch dreht ein Stück deutscher Geschichte mit Nutzanwendung für jeden einzelnen Zuschauer. Es geht um moralische Kategorien – um Verantwortungsgefühl, um Mut zur eigenen Entscheidung. (Rechts: Richard Gösel, jetzt Rentner, vorher Leiter einer Betriebsberufsschule.) *Text: Günter Blutke / Fotos: Blutke (2), Blasig (3), DEFA / Brandt (1)*

Eisen im Wind

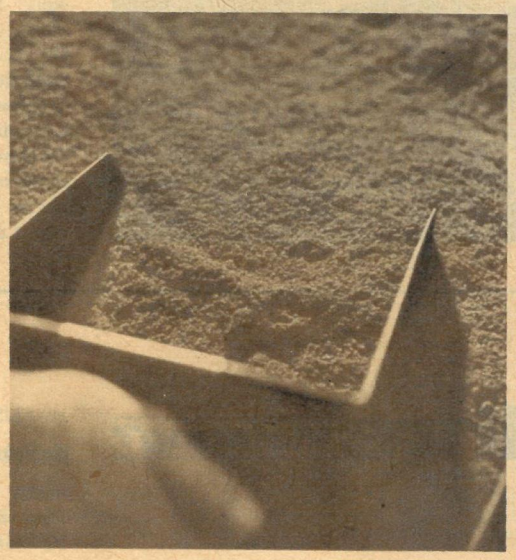
Millionen Tonnen Eisen stieben in den Wind. Das passiert auf den Eisenbahnstrecken aller Länder seit eh und je täglich, stündlich, jede Minute x-mal.

Immer dann, wenn sich beim Bremsen Sohlen aus Grauguß an die Radreifen rollender Eisenbahnwagen drücken, werden sie Millimeter für Millimeter zu Staub zerrieben. Von den 24000 Tonnen hochwertiger Graugußsohlen, die die Deutsche Reichsbahn jährlich benötigt, gehen 20000 Tonnen als Eisenstaub verloren. „Vorwärts zu besseren Bremsen" gehört ebenso zur Maxime der Eisenbahnverwaltungen wie ihr Streben nach Pünktlichkeit. Doch weder Versuche mit Schmelzbasalt noch mit Granit, weder mit Porzellan noch mit Beton, Kunstkohle oder Stahlwolle-Buna-Gemisch brachten Erfolge oder vermochten gar die Bremssohlen aus Gußeisen vom Thron zu stoßen. Auch daß die Londoner U-Bahn seit nahezu 50 Jahren mit Ferodo-Kunststoffsohlen und die Berliner U-Bahn mit getränkten Hartholzklötzen ihre Züge zum Stehen bringen, hat die „Gußeiserne" im übrigen Eisenbahnbetrieb nicht erschüttert. Viele Versuche von Wissenschaftlern und Ingenieuren in aller Welt kamen unter die Räder. Was blieb, war die wissenschaftliche Beharrlichkeit, mit der man nach neuen Lösungen spürte. Und so entstand in gemeinsamer sozialistischer Arbeit zwischen der Deutschen Reichsbahn, der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List" und dem Versuchslabor des VEB Cosid-Werke bei Dresden jene neue Bremssohle aus Plast, die dem Guß nun den Rang abläuft. Von den 11500 Rädern der Berliner S-Bahn werden schon 80 Prozent mit den Cosid-Kunststoffklötzen gebremst. Die Vorteile sind ohne Nachteil. Kunststoff überlebt den Guß bei der S-Bahn um das Dreifache. Statt alle 10 Tage müssen die Sohlen nur noch jeden Monat gewechselt werden. Im übrigen Reichsbahnverkehr ist die Lebensdauer sogar fünf- bis sechsmal länger. Der Reibwert liegt dreimal höher, erfordert weniger Bremskräfte und ist nur gering von der Geschwindigkeit abhängig, der bekannte Ruck beim Anhalten fällt weg. Schließlich ist die Plastsohle dreieinhalbmal leichter als jene aus Guß. Ein fünfteiliger Doppelstockgliederzug – er hat etwa 100 Bremssohlen – wird durch den Kunststoff, einschließlich eingesparter komplizierter Bremsvorrichtungen, um eine Tonne leichter. Manches Ding hat, wie hier so ein trister Bremsklotz, oft mehr in sich, als es auf den ersten Blick scheint. Denn 20000 Tonnen Grauguß im Jahr in den Wind gepulvert oder nicht, kann schon das Doppelte für beständigere Zwecke in unserer Volkswirtschaft sein.

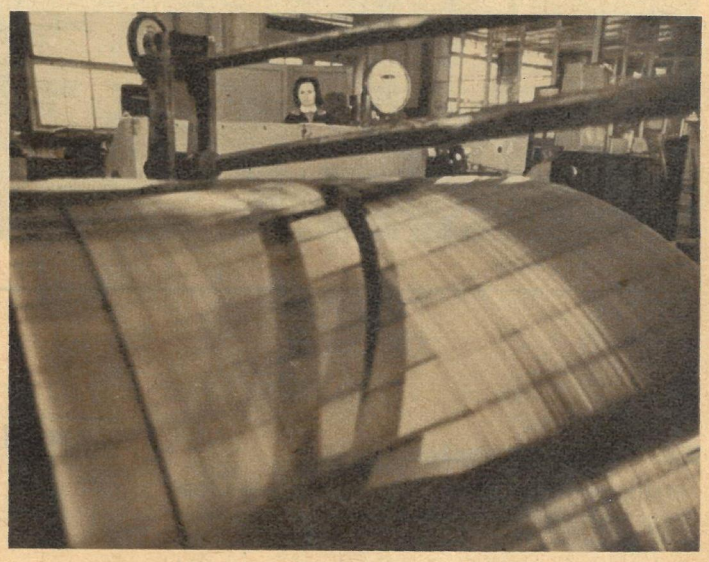


Räder zum Rollen zu bringen ist die eine Sache, sie zu bremsen eine andere. Das ist mit seinen technischen und ökonomischen Problemen eine Wissenschaft für sich. Seiner elektrischen Leitfähigkeit wegen kann der Eisenstaub zerriebener Bremsklötze aus Grauguß Störungen bei Signal- und Fernmeldeeinrichtungen und an elektrischen Ausrüstungen der Fahrzeuge hervorrufen. Auf jeden Fall pudert er Bäume und Sträucher grau, kriecht durch alle Ritzen der Bahnhöfe und Wagenabteile, und am Reiseziel sind die Fahrgäste meist graugußgezeichnet.

Fotos Friedemann / Text Dietze

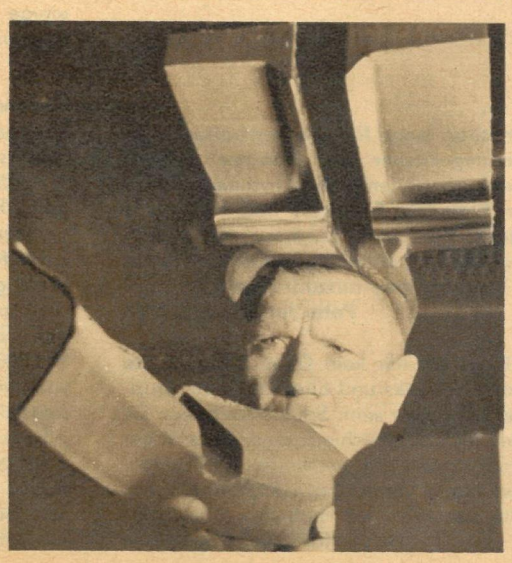


1

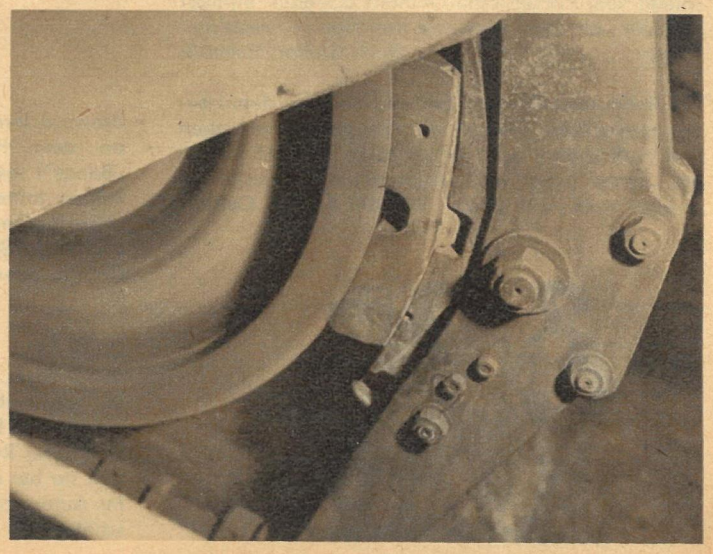


3

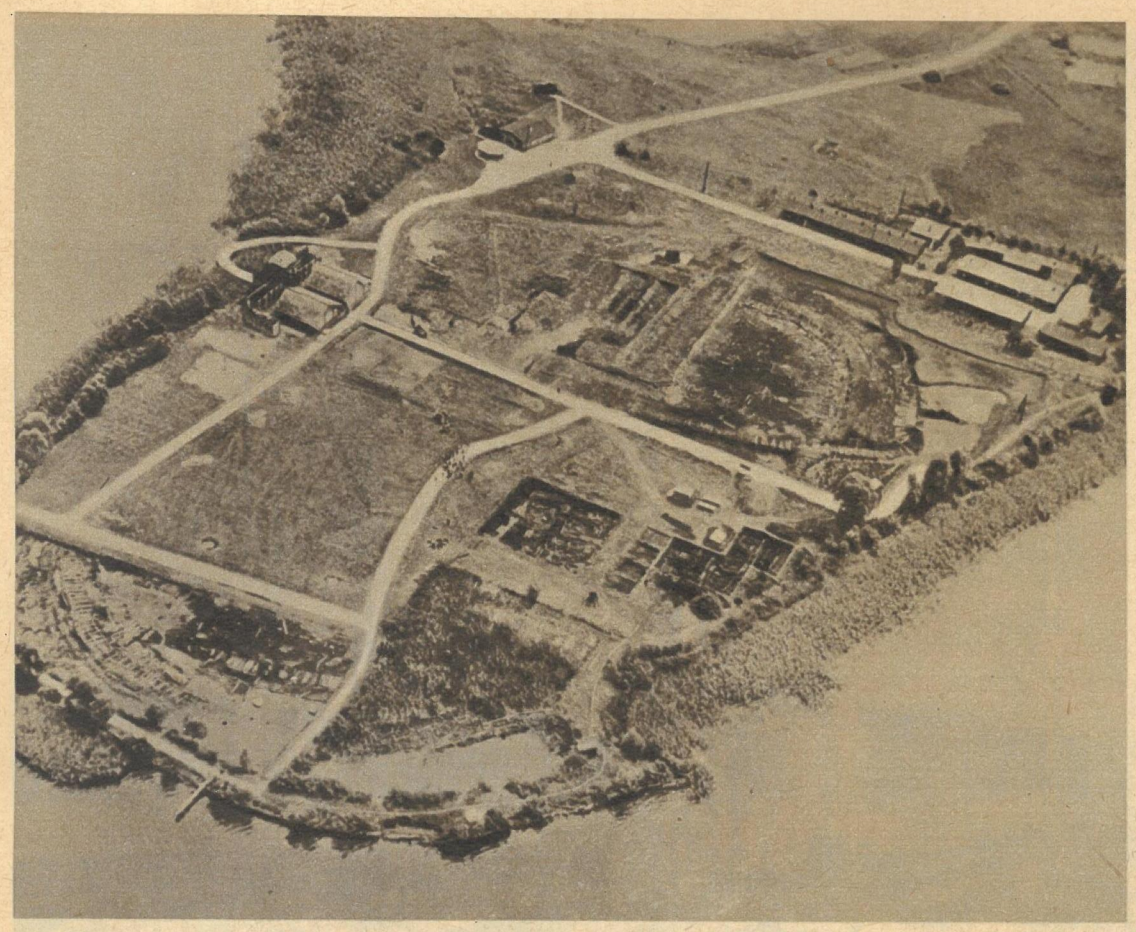
Genau nach Rezeptur werden die Rohstoffe – darunter Buna, Asbest, Graphit u. a. – zu einem grauschwarzen Grieß gemischt (1). So zubereitet wird die Preßmasse – wiederum genau nach Gewicht – in Spezialformen gegeben und dann nach vorgeschriebenen Standzeiten und mit genau dosiertem Druck kalt gepreßt (2). Danach schließt sich ein Härtevorgang über mehrere Stunden an. Im Eisenbahnprüfstand des VEB Cosid-Werke (3) sind Bremsprüfungen aus Geschwindigkeiten möglich, die im Fahrbetrieb einem Tempo von 160 km/h entsprechen. Hier wird der neue Kunststoff bei Dauerbremsungen bis zu 20 Minuten, bei Haltbremsungen und unter Einfluß von Wasser oder Schmierstoffen auf Herz und Nieren geprüft. Ergebnis: Bestanden mit Auszeichnung – im Labor und in der Praxis. Die Eisenbahnwagen (4) der Reichsbahn der DDR werden nach und nach mit den Plastbremsklötzen aus Coswig ausgerüstet.



2

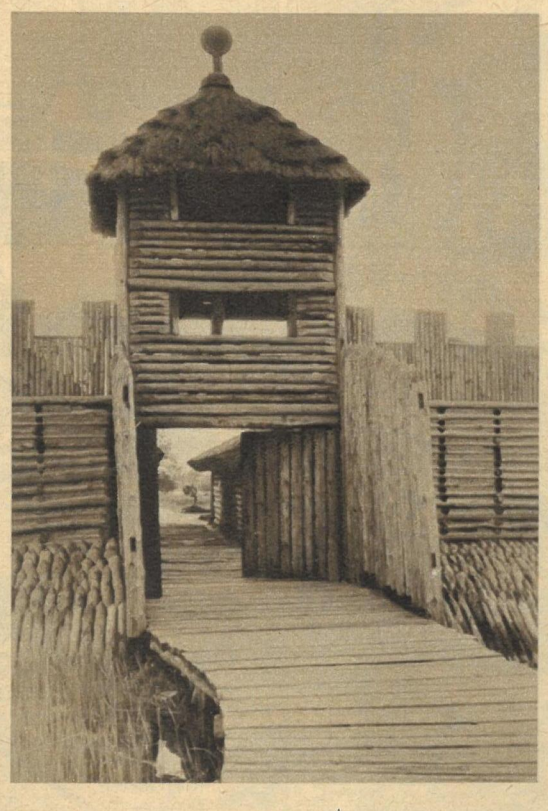


4



SPUR IN DAS DUNKEL

Eine kleine Landzunge inmitten von Seen und Sümpfen; ein paar hölzerne Hütten; Männer mit Schaufeln und Spaten durchwühlen den Boden, wochenlang, jahrelang. Sie fördern nicht Kohle oder Erz, Öl oder Torf, sie finden Holz, Knochen, Scherben, sie suchen und finden – Geschichte, die Geschichte ihres Landes. Tausend Jahre besteht der polnische Staat, doch was war vorher? Legenden berichten davon, aber schließlich verlor sich alles im Dunkel einer Zeit, in der Geschichte und Geschichten nicht aufgeschrieben wurden. Und doch: Es gibt ein paar Menschen, die mit größter Sicherheit behaupten, vor zweieinhalbtausend Jahren war diese Halbinsel noch „selbständig", eine Insel im Biskupiner See, 200 Meter lang, 150 Meter breit, umgeben von einem mit Pfählen verstärkten Wall, der seinerseits gegen das nagende Wasser von einem Wellenbrecher aus 40 000 rings um die Insel in den Seegrund gerammten Pfählen geschützt wurde. Im Innern des Walles war die Insel dicht bebaut, und auf der so leer erscheinenden Sandfläche zeigt man uns: hier liefen



die Straßen, da standen Häuser, das war ein Herd und dort drüben, vom Tor, führte ein schmaler, leicht zu verteidigender Bohlenweg aufs feste Land. Keine leeren Behauptungen: die Männer führen den Beweis! Beweise über Beweise birgt die Erde, daß diese schöne Landschaft in Mittelpolen zwischen Netze und Warthe vor Jahrtausenden schon dichtbesiedelt war. Seit dreißig Jahren – nur unterbrochen durch die faschistische Okkupation – fördern die Wissenschaftler ganze Siedlungen mit allen Gerätschaften ans Tageslicht, heute unterstützt durch moderne Technik von kompletten Tauchergruppen bis zu Hubschraubern. Aus dem Dunkel der Vorzeit steigt das helle Bild einer alten, großen Kultur.

...und Ihre Meinung?

zb Nr. 50/1964

Was sich so alles anbeatelt . . .

Mit Ihrer Kritik bin ich gar nicht einverstanden. Die Amigos oder, wie wir sie oft nennen, die „Hemmänner", sind meiner Meinung nach gut. Der Saxophonspieler vom Franke-Echo-Quintett dagegen erinnert zu sehr an die Rock-and-Roll-Heuler westlicher Länder. **Doris Geßler, Eisenach**

Mit Ihrem Artikel haben Sie auch mir aus dem Herzen gesprochen. Ich sah die Amigos im Fernsehen und muß sagen, daß sie selten so schlecht waren. Mit „Rumpf beugt" und „Arme in die Hochhalte" ist es eben noch nicht getan. **Theodor Knerich, Cottbus**

Bravo zu Ihrer schon lange fälligen herzhaften Kritik an dem Herumgekasper so mancher unserer „Bands"! Jawohl, wir wollen heiße Rhythmen – aber keinen lauten Klamauk. Ein Wort noch an meine „Altersgefährten": Man kann durchaus „mitgehen", ohne seine Begeisterung unbedingt durch lautstarkes Gebrüll oder Herumgetobe auszudrücken!
Peter Jantsch, z. Z. NVA

Diese Kritik findet bei mir kein Gehör! Man sollte den Amigos, den Sputniks und allen anderen Gruppen gegenüber toleranter sein. Schließlich haben sie die von den Beatles erfolgreich gesungenen Schlager in unserer Republik fast echt verbreitet. Der Beifall, den sie bei der Jugend finden, spricht wohl für sich. Ihr Autor sollte sich mehr mit moderner Musik beschäftigen. **Horst Haltenort, Lauenstein**

zb-AUSKUNFT

Rohstofflieferant Wald

In der Weihnachtszeit las ich nochmals ihren Beitrag über Rauchgasschäden in unseren Wäldern (Heft 30/1964). In diesem Zusammenhang hätte ich gern einige Zahlen über die volkswirtschaftliche Bedeutung unserer Waldbestände gewußt.
G. Jungmichel, Spremberg

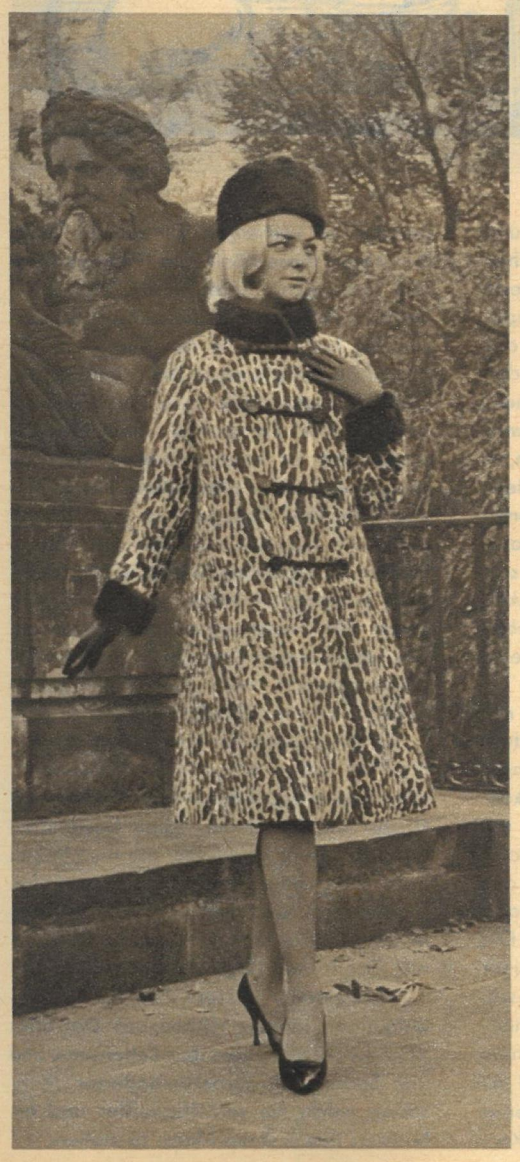
Die knapp drei Millionen Hektar Wald machen etwa 27 Prozent der Wirtschaftsfläche der DDR aus. Durch Aufforstung und intensive Pflege bemühen sich die rund 50 000 Beschäftigten unserer Forstwirtschaft, den Rohstofflieferanten Wald ertragreicher zu machen. Bis 1963 wurde fast eine Million Hektar aufgeforstet und weitere 2,6 Millionen Hektar Wald gepflegt. Seit 1950 wurden aus unseren Wäldern rund 169 Millionen Festmeter Holz, 311 000 Tonnen Eichengerb- und Fichtenschälrinde sowie 155 000 Tonnen Harz gewonnen. Der große volkswirtschaftliche Nutzen zeigt sich an den Produktionszahlen unserer holzbearbeitenden und -verarbeitenden Industrie. So wurden 1963 hergestellt: 2 328 000 m³ Schnittholz einschließlich Schwellen, 88 950 m³ Furnier- und Hartfaserplatten, 128 400 m³ Spanplatten für Möbel, 350 400 t Zellstoff sowie 871 300 t Papier und Pappe.

DIE MODE MACHT DEN WINTER WARM

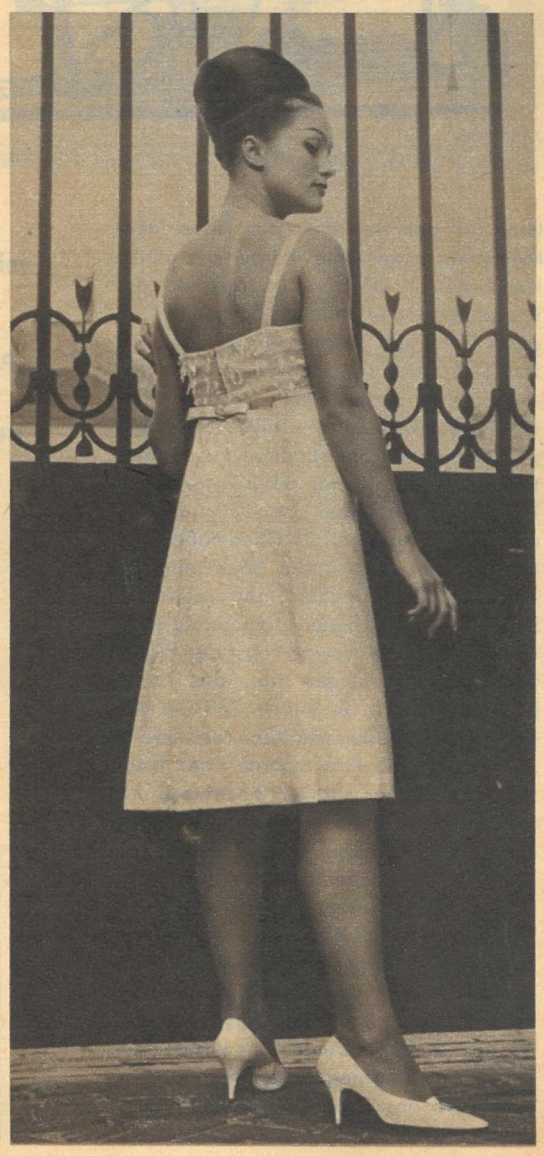
Rote Fausthandschuhe zum weißen Grobgestrickten schaffen farbigen Kontrast, werden dadurch zum Blickpunkt, und man kann damit so schön kokettieren (siehe Titelbild). Die Fäustel sind aus Stoff gearbeitet. Übrigens Blickpunkt: Die Brosche am Pullover ist polnischen Volkskunst-Motiven nachgearbeitet.

Wenn über den weißen Pullover dieser grau-weiß genoppte Anorak gezogen wird, dann ist der Skihase zünftig modisch angezogen. Die roten Handschuhe bleiben hier aber nicht alleiniger Blickpunkt, die angearbeitete Kapuze ist ebenfalls rot. Übrigens: Abgenommen wirkt die Kapuze wie ein Kragen.

Die Husaren waren Vorbild mit fescher Schnürendekoration beim Verschluß dieses imitierten Ozelotmantels (unten). Geheimnisvoll wie Suleika schaut man aus dem angeschnittenen hochgestellten Kragen des schwarz-weiß gemusterten sportlichen Mantels. Übrigens: Wenn man den Kopf hebt, steckt man nur noch bis zum Kinn in diesem hochgeklappten Visier.



Nicht etwa für die warmen Tage des Winters, mehr für die festlichen langen Abende ist dieses aparte Abendkleid geschaffen. Perlenstickerei ziert die Rückenpartie durchgehend. Die Korsage ist im Vorderteil schlicht gehalten. Übrigens: So leicht bekleidet darf man sich nicht ins Freie stellen, aber das Foto wurde im Herbst gemacht.



Fotos: Friedemann (2), CAF (2), Schiff I Modelle: Moda polska

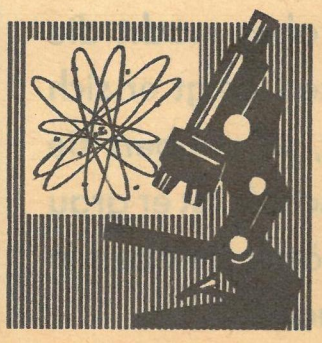
Man kann natürlich auch sagen: Die Mode macht den Winter erst schön. Obwohl das nun wieder auf die anderen Jahreszeiten ebenso zutrifft. Farbiger aber macht die Mode bestimmt den Winter. Zeigt er sich weiß und dick verschneit, so zaubert sie bunte Tupfen in die Landschaft. Ist er grau und neblig – na, dann wärmt sie eben in erster Linie. Was sie ja auch soll.

›ERSATZTEILE‹ FÜR DEN HOMO SAPIENS

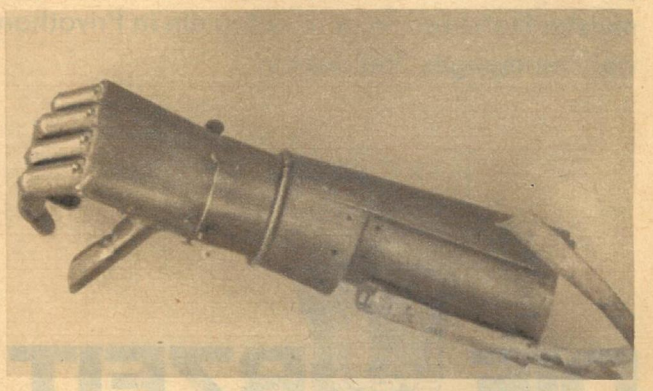
Auf dieser mittelalterlichen Darstellung erhalten wir Einblick in die „Praxis" eines Zahnbrechers. Aber ob die zu Haufen aufgeschütteten Zähne auch wieder ersetzt wurden, ist nicht überliefert.

Uralt ist das Bemühen der Ärzte, dem Menschen eingebüßte Körperteile durch künstliche zu ersetzen. Im Ägypten der Pharaonen sollen verletzte Schädeldecken durch Goldblech geschlossen worden sein. Heute besitzt die Medizin ein ganzes Arsenal von „Ersatzteilen" für den Menschen. Künstliche Zähne erfüllen ihre Funktion ebenso wie Speiseröhren aus synthetischem Material oder Scheidewände im Herzinnern aus Nylon oder Dacron-Plättchen. Der Ersatz ganzer Gliedmaßen gehört zu den alltäglichen Erscheinungen. Was vor einem halben Jahrtausend an Seltenheit und hoher orthopädie-technischer Kunst die eiserne Faust des Ritters Götz von Berlichingen war, das ist in höherer Qualität für unsere Zeit die von sowjetischen Wissenschaftlern entwickelte „Bio-Hand", die ihre Signale über Transistorenverstärker aus den Bioströmen des menschlichen Gehirns empfängt. Ärztliches Ethos und moderne Technik führen zu immer vollkommeneren Hilfsmitteln.

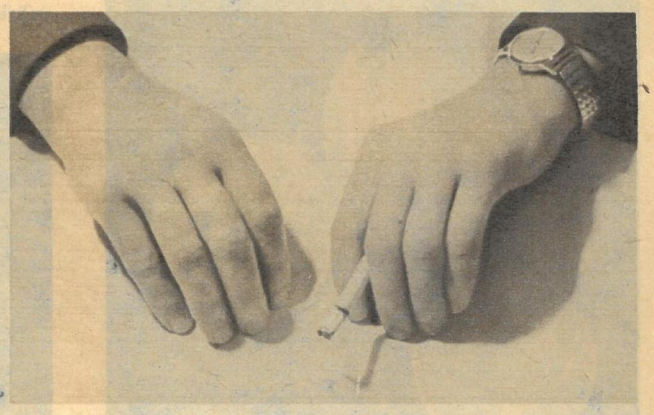
In der größten orthopädischen Klinik der DDR, dem Rudolf-Elle-Krankenhaus in Eisenberg (Thüringen) – gleichzeitig als orthopädie-technisches Forschungszentrum bestimmt –, wurden in den letzten 20 Jahren über 20 000 Patienten aus unserer Republik, aus Albanien, Algerien, Bulgarien, der ČSSR, aus Cypern, Frankreich, Griechenland, Iran, Italien, Kuba, Polen, Rumänien, Sansibar, der Sowjetunion und Venezuela mit modernen orthopädischen Hilfsmitteln versorgt. Darunter verbesserte Haftprothesen für Oberschenkelamputierte, neuentwickelte Kunstbeine aus glasfaserverstärktem Gießharz für den Schwimmsport oder Heidelberger pneumatische Armprothesen. Seit 1963 wird eine neue Art Unterschenkelprothesen, – Weichwandschaft-Prothese – aus Gießharz hergestellt. Besondere Konstruktionen ersparen Oberschenkelhülse und Stahlschienen, und das Gewicht verringert sich um ein weiteres durch die Dünnwandigkeit der Kunststoffhülse. Auch die zurückgebildete Muskulatur wird auf normale Weise aktiviert. Bei Patienten, mit solcherart Ersatzgliedern ausgerüstet, kräftigte sich die Oberschenkelmuskulatur in acht Wochen um zirka sechs Zentimeter. Unlängst wurde der Forschungsauftrag für eine kosmetische Hand erfüllt. Gemeinsam mit dem VEB Orthopädie Königsee entstand eine naturgetreue Nachbildung aus Weich-PVC ohne Nahtstellen. Das gelang erstmals im sozialistischen Lager. Die Eisenberger PVC-Hand bedarf keiner Tragevorrichtung, sie ist leicht, hygienisch, weist in Form, Farbe und Oberflächenprofil ein Höchstmaß an ästhetischem Äußeren auf. Diese kosmetische Hand erfüllt den Wunsch vieler armamputierter Menschen im In- und Ausland, ihren Körperschaden verbergen zu können. Auch damit setzt diese Klinik, die 1945 von unserem Staat eingerichtet wurde, ihre schon weltbekannte orthopädie-technische Versorgung fort. Doch, in den Becher der erfolgreichen Eisenberger Ärzte und Orthopädie-Techniker fällt auch ein Wermutstropfen. Die Forschungs- und Entwicklungsarbeit ist ebenso fünftes Rad am Wagen wie die Werterhaltung der Klinikgebäude. Drei Kollegen, vor zwei Jahren noch mit Forschungsthemen beschäftigt, mußten für die Planerfüllung in der Werkstatt eingesetzt werden, und so blieben Mittel für Forschungszwecke ungenutzt. Das scheint weder ökonomisch, noch orthopädie-technisch, noch dem humanitären Anliegen unserer Republik dienlich zu sein. In der Diskussion für den Perspektivplan bis 1970 sollten Wege gefunden werden, die diese Mängel beseitigen. Plaste und Elaste sind zu einem festen Bestandteil unseres Lebens geworden. Sie erschließen auch völlig neue Konstruktionsprinzipien, Gestaltungs- und Nutzungsmöglichkeiten in der Medizin und der Orthopädie-Technik. Der Vorteil liegt auf der Hand: Gewichtsersparnis, bessere hygienische Bedingungen, längere Haltbarkeit. Das alles aber erhöht vor allem den Lebensmut und die Spannkraft körperbehinderter Menschen, macht sie selbstbewußter und erleichtert ihnen, ihren Mann zu stehen.



Medizinalrat Dozent Dr. med. habil. Hans Unger, Ärztlicher Direktor der größten orthopädischen Klinik der DDR, führt von den 60 bis 70 Operationen in der Woche 10 bis 12 der schwierigsten selbst aus. Neben seinem Lehrauftrag an der Universitätsklinik Jena und anderen Verpflichtungen wurde unter seiner Leitung die kosmetische Hand entwickelt.



Die eiserne Hand Götz von Berlichingens, die vor 460 Jahren nach seinen eigenen Angaben vollkommen aus Stahl angefertigt wurde, ist eines der ältesten Beispiele künstlicher Gliedmaßen. Die einzelnen Fingerglieder wurden gebogen und festgestellt, so daß Götz sicher sein Rebellenschwert halten konnte.



Die Eisenberger kosmetische Hand (im Bild rechts) ist kaum noch von einer natürlichen Hand zu unterscheiden. Sie wurde auf der Basis von Weich-PVC aus dem EK Bitterfeld entwickelt. Nächstes Ziel der Orthopäden aus Eisenberg ist es, einen kosmetischen Uberzug auch für aktive Armprothesen herzustellen.

FOTOS: PETER JR. (3), DIETZEL (1), ARCHIV (1)
TEXT: DIETZE

Drei Spezialisten des modernen Prothesenbaues im Rudolf-Elle-Krankenhaus in Eisenberg in Thüringen: Werkstättenleiter Pasold (Mitte), Meister Mutze (links) und Meister Schönball (rechts) zeigen eine pneumatische Armprothese, mit der dreizehn verschiedene Bewegungen ausgeführt werden können. In den letzten Jahren wurden besonders durch Kunststoffe (Gießharze, Polyesther, Polyäthylene) für die Amputierten leichtere und hygienisch einwandfreie orthopädische Hilfsmittel hergestellt. Seit 1950 versorgte Eisenberg etwa 3500 Patienten mit modernsten Arm- und Beinprothesen.

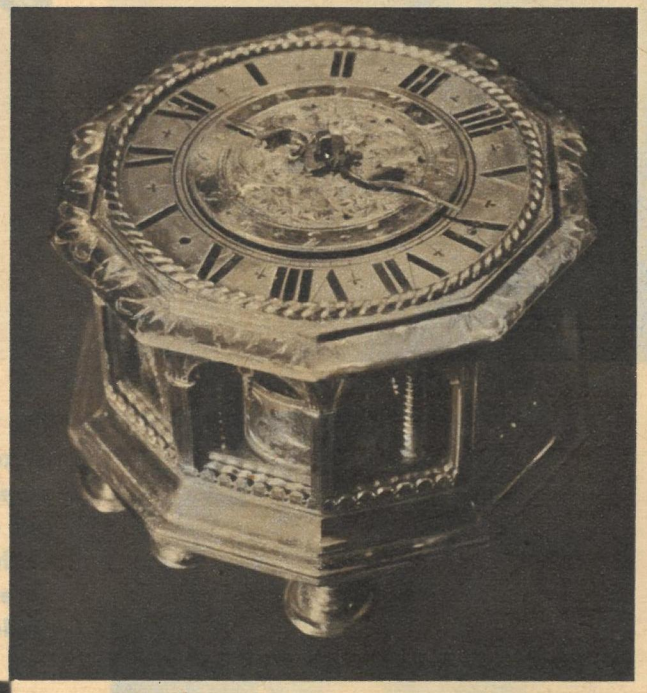
Was heute ein schneller Blick zum Handgelenk ist, war vor hundert Jahren ein Griff in die Westentasche und noch früher vielleicht zum Halsband oder zur Tabakdose. Findige Köpfe und geschickte Hände haben seit Erfindung der mechanischen Uhr unzählige Varianten davon geschaffen und darunter nicht wenige, die einmalige technische und handwerkliche Kostbarkeiten sind. Über fünfhundert von ihnen, in vierundvierzig Jahren als historische Besonderheiten gesammelt, geben sich heute bei Uhrmachermeister Horst Landrock in Zittau ein in Privathand wohl einmaliges Stelldichein.

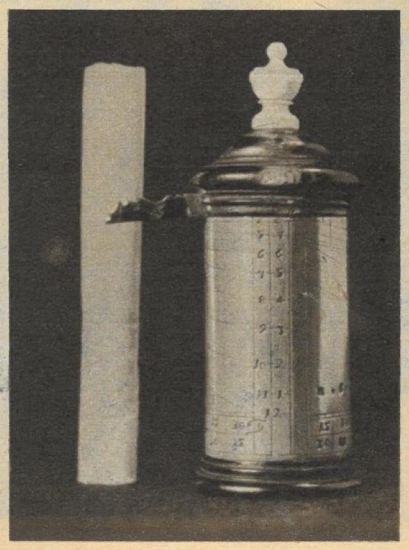
DIE URZEIT DER UHRZEIT

Im zweiten Lehrjahr legte Meister Landrock den Grundstein zu seinem Hobby, das, weit darüber hinausgehend, in seinem heutigen Wert kaum abzuschätzen ist. Von der um 1520 gefertigten schmiedeeisernen Wanduhr, über die älteste Schwarzwälder Kuckucksuhr (1745), bis zur pfenniggroßen goldenen Kleinsttaschenuhr von 1760, schlagen bei dem heute sechzigjährigen Sammler die Herzen der alten Meister seines Handwerks weiter. Jedes von ihnen hat eine eigene Note und auch einen eigenen, international registrierten „Personalausweis". Meister Landrock, der beim 7. Internationalen Kongreß für Chronometrie 1964 in Lausanne in der Schweiz die DDR vertrat, erforschte Leben und Werk zahlreicher, zum Teil unbekannter Meister, um diese „Personalausweise" auszustellen.

Dieser goldene Kleinstzeitmesser, eine 1740 von S. Reichel in Kostritz bei Leipzig gebaute sogenannte Savunett-Uhr, hat einen Werkdurchmesser von nur 14 Millimetern und ist selbstverständlich in allen Teilen handgefertigt.

Eines der wertvollsten Stücke ist die „Einzeiger-Tischuhr" von Samuel Bergmann (Augsburg 1620). Bronze vergoldet, mit silbernem Zifferblatt, Stundenschlag und Wecker auf einer Bronzeglocke. Werk und Gehäuse sind in prachtvoller, äußerst präziser Handarbeit ausgeführt.





Eine der ersten, wenn auch nur bei Sonnenschein absolut zuverlässigen „Taschenuhren", stellt sich in diesem „Gnomon-Säulchen" vor. 1622 gefertigt und nicht höher als eine Zigarette (6,7 Zentimeter), ließ es sich mit eingeklapptem Zeiger bequem in der Tasche tragen. Die Minuten waren darauf bereits grob abzulesen.

Text Fischer / Fotos Peter jr.

Um 1730 „versteckte" ein heute unbekannter Meister diese Spindeluhr mit dazugehörigem Schlüssel (neben dem Zifferblatt) im Deckel einer Tabakdose. Andere wählten dazu, dem Zeitgeschmack folgend, noch weit „gewagtere Verstecke".

Sehr jung im Kreise seiner Artgenossen ist dieser 1820 gebaute und nur 4,5 Zentimeter hohe „Wiener Zappler", der seinen Namen dem vorm Zifferblatt hin und her „zappelnden" Pendel verdankt (Die Abbildungsgröße entspricht etwa der Originalgröße).

TATSACHENBERICHT

VON GÜNTER PRODÖHL

Verbrechen

DIE KRIMINAL-GESCHICHTE MACHTEN

17

Der perfekte Justizmord

Hundert Motoren dröhnen. Hundert Drehbänke, Fräsmaschinen, Schleifmaschinen kreischen, stampfen, tacken, daß der Zementfußboden zittert und die Ohren taub werden vor Lärm. Kein Wort wäre zu verstehen, würde es gesprochen werden. Es wird aber kein Wort in dieser Halle gesprochen. An den Maschinen stehen Zuchthäusler, Männer jeden Alters in verwaschenen braunen Drillichanzügen mit gelben, blauen und weißen Streifen an den Hosenbeinen und Jackenärmeln. Die weißen Streifen bedeuten „lebenslänglich", die gelben „Sicherungsverwahrung", die blauen „über zehn Jahre". Das erleichtert den Aufsehern die Übersicht.

Neun Stunden arbeiten die hundert betreßten Gestalten in jeder Schicht. Sie müssen Präzisionsarbeit leisten, Teile für die teuersten Autos der Bundesrepublik herstellen. Sie arbeiten für Mercedes-Benz. Dafür verdienen sie pro Stunde: fünfundzwanzig Pfennig die Lebenslänglichen, fünfzig Pfennig die zu länger als zehn Jahren Zuchthaus Verurteilten und zweiundsiebzig Pfennig die in Sicherungshaft Verwahrten. Die Autos, die aus den hergestellten Teilen gefertigt werden, kosten bis zu 60 000 Mark das Stück.

Der Lärm der Maschinen und das Schweigen der Männer, die sie bedienen, wird in der Regel nur zweimal am Tage von einem schrillen Klingelzeichen unterbrochen: zur Mittagspause und zum Schichtwechsel.

An diesem 27. Mai des Jahres 1963 unterbricht ein drittes, ungewöhnliches Klingeln den monotonen Arbeitsrhythmus. Eine Justizkommission des Bayrischen Landtages besichtigt das Zuchthaus Straubing. Die vergitterte Mercedes-Werkstatt wird den Parlamentariern als eine besonders fortschrittliche Einrichtung des Strafvollzuges vorgeführt.

Sechs beleibte Herren in dunklen Anzügen betreten die Zuchthaushalle wie ein Krematorium, würdevoll und schweigend. Sie nicken nur ab und an mit den Köpfen, wenn ihnen der voranschreitende Direktor Dr. Wagner irgendwelche Hinweise gibt. Fast am Ende der Halle angelangt, verlangsamt der Zuchthausdirektor seine Schritte, versammelt die Besucher im Kreise um sich und sagt dann wispernd: „Übrigens, meine Herren, der da hinter mir, mit der dicken Brille, in der zweiten Reihe, das ist der Ferbach aus dem Brühne-Prozeß!" Diskret weist er dabei mit dem Daumen hinter sich, auf den prominentesten Insassen des Zuchthauses. Als hätte er den Namen eines berühmten Filmschauspielers, Schlagersängers oder Fußballstars genannt, wenden die Männer die Köpfe oder stellen sich auf die Zehenspitzen. Ein Ministerialrat fragt schließlich:

„Würde mich mal interessieren, wie sich der Mann in der Strafhaft entwickelt hat. Könnte man ihm nicht mal ein paar Fragen stellen?"

Der Direktor beeilt sich, dem Wunsche nachzukommen. Laut ruft er durch die Halle: „Ferbach, kommen Sie doch mal her. Der Herr Ministerialrat möchte Ihnen einige Fragen stellen."

Ein kleiner, unscheinbarer Mann löst sich von seiner Maschine und schlägt die Hacken zusammen. Monoton sagt er sein eingelerntes Sprüchlein her: „Johannes Ferbach. Lebenslänglich Zuchthaus wegen gemeinschaftlichen Mordes. Seit dem 4. Juni vorigen Jahres in Strafhaft."

Der Ministerialrat öffnet den Mund, schließt ihn wieder, beginnt verlegen zu hüsteln. Fragen für einen Zuchthausinsassen, den man zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt hat, von dem aber die Zeitungen immer wieder schreiben, er sei unschuldig verurteilt worden, einem Justizmord zum Opfer gefallen, fallen ihm so schnell nicht ein. Der Direktor kommt ihm zu Hilfe. Er sagt zu Ferbach: „Stehen Sie bequem da, Ferbach. Haben Sie Beschwerden oder Klagen? Dann können Sie sie dem Herrn Ministerialrat jetzt vortragen."

Ferbach verändert seine Haltung nicht, sagt nur, ohne seinen Blick von den Fenstern zu wenden: „Ich habe keine Beschwerden, Herr Kriminalrat. Ich werde korrekt behandelt von den Anstaltswachtmeistern."

Der Ministerialrat hat endlich den Faden gefunden. „Ich weiß, daß Sie mit Ihrem Urteil nicht einverstanden sind, aber . . ." Ferbach unterbricht ihn sofort, zum Entsetzen der drei Wachtmeister, die die Aufsicht in der Maschinenhalle führen und dafür Sorge zu tragen haben, daß sich die Häftlinge diszipliniert verhalten. Ohne Rücksicht darauf, sagt Ferbach schnell: „Mein Anwalt betreibt das Wiederaufnahmeverfahren."

„Ich weiß", beginnt der Ministerialrat nach kurzem Schweigen von neuem, „daß Sie ein Wiederaufnahmeverfahren anstreben, Herr Ferbach, aber vergessen Sie nicht, daß Ihr Revisionsverfahren erst vor wenigen Monaten vom Bundesgerichtshof verworfen wurde . . ."

„Am 4. Dezember vorigen Jahres", verbessert ihn Ferbach.

„Eben", sagt der Ministerialrat nachsichtig und geht dichter an ihn heran, so daß der Zuchthausaufseher sicherheitshalber in die Tasche greift, in der seine Pistole steckt. „Eben, Ferbach. Das höchste deutsche Gericht hat Ihre Revision verworfen. Das sollte Ihnen doch zu denken geben. Es ist Ihnen doch alle im Gesetz vorgesehene Gerechtigkeit widerfahren. Sie sind rechtmäßig verurteilt worden."

„Ich bin unschuldig! Ich habe niemand ermordet! Ich bin kein Raubmörder! Wie kann da das Urteil rechtmäßig sein? Wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt, soll man ein Wiederaufnahmeverfahren durchführen . . ." Es bricht jetzt aus Ferbach hemmungslos heraus, und zum ersten Male sieht er dabei den Ministerialrat an, so haßerfüllt, daß der unwillkürlich einen Schritt zurückweicht. „Ein Wiederaufnahmeverfahren ist an ganz bestimmte, im Gesetz verankerte Vorschriften gebunden. Das kann man nicht so ohne weiteres einleiten, wie Sie sich das vorstellen. Wenn die Justiz bei jedem, der behauptet, unschuldig verurteilt worden zu sein, Wiederaufnahmeverfahren durchführen würde . . ."

„Es gibt im Gesetz auch Vorschriften, wann man einen Menschen verurteilen kann und wann nicht. Daran hat sich auch niemand gehalten, als man mich unschuldig lebenslänglich ins Zuchthaus steckte. Lesen Sie denn keine Zeitungen? Die schreiben doch alle, daß es ein Fehlurteil war, daß man mich nicht hätte verurteilen dürfen!"

Der Herr Ministerialrat sieht sich hilfesuchend nach dem Zuchthausdirektor um, sagt dann, langsam zurückgehend: „Es kommt doch nicht auf die Presse an, Herr Ferbach. Vor dem Prozeß haben die Zeitungen geschrieben, daß Sie der Mörder sind. Das Gericht hat das gerechte Urteil gesprochen. Und das Urteil ist vom Bundesgericht überprüft und bestätigt worden. Es ist rechtmäßig, damit müssen Sie sich halt abfinden . . ."

Ferbach springt förmlich auf den Ministerialrat zu, streckt die Arme aus und schreit wie von Sinnen: „Ich kann mich aber nicht damit abfinden. Ich bin völlig unschuldig. Verstehen Sie nicht, was das bedeutet, unschuldig in diesem Käfig hier leben zu müssen . . ."

Zwei Anstaltsaufseher packen den Häftling und drehen ihm die Arme auf den Rücken, daß er vor Schmerzen aufstöhnt und in die Knie sinkt. Entsetzt verlassen die sechs würdevollen Herren der Justizkommission die Maschinenhalle, als fürchteten sie, es könne eine Revolte ausbrechen. Erst im Dienstzimmer des Zuchthausdirektors finden sie ihre Sprache wieder. –

Rätselhafte Vorgänge

Man könnte meinen, daß die Mitglieder der Justizkommission nach dieser Zuchthausbegehung, die ja allein dem Zweck dienen soll, Mißstände und Ungerechtigkeiten im Strafvollzug abzustellen, sich für ein Wiederaufnahmeverfahren des Mordprozesses Brühne/Ferbach einsetzen. Doch das Gegenteil geschieht. Alle Versuche der Verteidigung, den Fall noch einmal aufzurollen, um die tausend Zweifel, die das Urteil des Münchner Schwurgerichts umgeben, endlich zu beseitigen, werden von der Staatsanwaltschaft hintertrieben oder, wenn alle Winkelzüge nicht mehr helfen, durch Bedrohung und Freiheitsberaubung von Entlastungszeugen sabotiert. Es sind die gleichen Mittel, mit denen die bayrischen Justiz- und Polizeibehörden von Anfang an diese ungewöhnliche Mordgeschichte bearbeiteten. Dazu ist es notwendig, die Vorgeschichte, die ich in der dritten Folge meines Tatsachenberichtes „Kriminalfälle ohne Beispiel" ausführlich berichtet habe, noch einmal in Erinnerung zu rufen:

In München, in der abgelegenen Lindwurmstraße, betrieb bis zum Osterfest des Jahres 1960 der vierundsechzigjährige praktische Arzt Dr. Otto Praun eine Kassenpraxis. Sein Patientenkreis bestand ausschließlich aus Rentnern, Arbeitern und kleinen Geschäftsleuten. Nichts deutete darauf hin, daß Praun dabei nennenswerte Reichtümer verdient haben konnte. Bei seinen Kollegen galt er als „Armeleutearzt". In krassem Gegensatz zu seiner wenig lukrativen ärztlichen Tätigkeit stand allerdings, daß er in seiner Praxis, die täglich kaum mehr als zehn Patienten sah, eine mit 800 Mark Monatsgehalt dotierte Sprechstundenhilfe beschäftigte und sich für die wenigen Schreibarbeiten einen jungen Bürovorsteher hielt, der eigentlich Hilfsmonteur war und weder etwas von Buchführung noch von Medizin verstand. Das Geheimnis um diesen merkwürdigen Armeleutearzt lüftete erst sein Tod, der nicht weniger mysteriös war als sein Leben. Am Dienstag nach Ostern des Jahres 1960, am 19. April, wartete man in der Münchner Praxis vergeblich auf das Erscheinen des Arztes. Am späten Nachmittag rief daraufhin die Sprechstundenhilfe Renate Meyer bei der Polizei an, weil sie befürchtete, Praun könnte einen Autounfall erlitten haben. Sie wurde mit den verschiedensten Stellen verbunden, zuletzt merkwürdigerweise mit der Kriminalpolizei. Ein Kriminalinspektor Kott teilte ihr zunächst mit, daß ein Autounfall eines Dr. Praun nicht gemeldet worden sei, fragte dann aber recht unvermittelt: „Sagen Sie, wie kommen Sie darauf, daß Dr. Praun einen Unfall erlitten haben könnte?"

Später im Mordprozeß sagte Renate Meyer über diese Unterhaltung: „Ich hatte von Anfang an das Gefühl, daß die Polizei über das Schicksal des Doktors mehr wußte, als man mir verriet. Der Kriminalrat stellte so seltsame Fragen . . ."

Noch am späten Abend war Renate Meyer mit dem Praxissekretär Hans-Joachim Vogel nach Pöcking am Starnberger See gefahren, wo Praun wohnte. Zum ersten Mal sah die Sprechstundenhilfe, wo und wie ihr Chef, der kleine Kassenarzt, wohnte. In einer Millionärsvilla auf dem sogenannten Ministerhügel!

Die Parterrefenster der Villa waren hell erleuchtet. Vogel schlich sich an die Villa heran, überkletterte den Gartenzaun, öffnete eine Terrassentür und verschwand

im Haus. Kaum zwei Minuten später tauchte er wieder am Wagen auf und sagte zu Renate Meyer: „Da drinnen ist etwas Entsetzliches passiert. Der Doktor und seine Haushälterin sind erschossen worden. Wir müssen die Polizei holen."

Zwei Jahre später, als Vogel vor dem Münchner Schwurgericht über diese grausige Entdeckung ausführlich berichten mußte, stellte ihm der Verteidiger des Angeklagten Ferbach die Frage: „Herr Vogel, Sie waren also kaum zwei Minuten in der Villa. Wie haben Sie in dieser kurzen Zeit feststellen können, daß zwei Tote im Hause waren? Nach den späteren Feststellungen der Polizei lag die Leiche der Haushälterin doch im Keller. Hatten Sie denn die Kellerräume aufgesucht?"

Vogel verneinte das und gab dann die wenig überzeugende Erklärung: „Ich habe das in diesem Moment nicht eigentlich gewußt, sondern nur angenommen. Wäre die Haushälterin noch am Leben gewesen, hätte sie ja den toten Doktor längst entdeckt und die Polizei benachrichtigt."

Doch das Verhalten des Sekretärs gehört noch zu den harmlosesten Merkwürdigkeiten dieses Falles. Die geheimnisvollste Rolle spielten darin wohl die Kriminalpolizei und die Staatsanwaltschaft.

Kriminalinspektor Kott, der nachmittags am Leben des Dr. Praun noch so interessiert war, zeigte nach der Mitteilung von dessen Tod ein unverständliches Desinteresse an den Vorgängen in der Pöckinger Villa. Statt sofort die notwendigen Ermittlungen einzuleiten und die Mordkommission einzusetzen, beauftragte er am anderen Morgen lediglich den Kriminalobermeister Karl Rodatus, mit zwei Leuten nach Pöcking zu fahren. „Ein Doktor Praun hat dort seine Haushälterin erschossen und anschließend Selbstmord verübt", sagte er wörtlich zu Rodatus und wies ihn an, einen kurzen Ermittlungsbericht zu machen, damit die Leichen zur Beerdigung freigegeben werden könnten.

Erbe erstattet Mordanzeige

Woher Kott wußte, daß Dr. Praun erst seine Haushälterin und dann sich selbst entleibt hatte, wurde in den Ermittlungen genausowenig geklärt, wie man der naheliegenden Vermutung nachging, welche vorgesetzte Behörde ihm den Auftrag erteilt hatte, den Tod des Dr. Praun als Selbstmord zu kaschieren.

Kriminalobermeister Rodatus führte jedenfalls den Auftrag seines Vorgesetzten unbesehen aus. Obgleich er gerade in der Morduntersuchung jahrelange Erfahrungen besaß, ignorierte er hier die dicksten Spuren, die auf einen Mord hinwiesen. Wie ihm befohlen, setzte er einen kurzen Ermittlungsbericht auf, in dem es hieß: „Ich überzeugte mich, daß beide vorgefundenen Personen tot waren, vermutlich schon seit mehreren Tagen. Am Hinterkopf der Frau fand ich die Einschußstelle eines Nahschusses aus einer aufgesetzten Pistole. Der männliche Tote wies ebenfalls am Hinterkopf, nur etwas höher gelegen, die Austrittswunde einer Pistolenkugel auf. Aus allem war zu schließen, daß der Dr. Praun, nachdem er seine Haushälterin Elfriede Kloo aus nächster Nähe und hinterrücks getötet hatte, seinem Leben mit einem Schuß in den Mund, der sofort tödlich war, ein Ende gesetzt hatte."

Der Mühe, den somit amtlich festgestellten Selbstmord Prauns noch halbwegs einleuchtend zu begründen, unterzog sich Rodatus nicht erst. Befehl war für ihn Befehl, da bedurfte es solcher Umstände wohl nicht.

Diese unglaublichen polizeilichen Fehlleistungen, die nur dazu dienen konnten, den oder die wirklichen Mörder des Dr. Praun und seiner Haushälterin vor der Strafverfolgung zu bewahren, wären der Öffentlichkeit allerdings nie bekannt geworden, hätte sich der Sohn des Toten nicht in seinen Erbansprüchen betrogen gefühlt. In einem der Geheimfächer eines antiken Schreibsekretärs hatte er die Abschrift eines Testamentes gefunden, das sein Vater bei einem Notar hinterlegt hatte. In diesem Testament hatte der vermeintliche Armeleutearzt den wesentlichen Teil seines heimlichen Millionenvermögens, eine Traumvilla an der Costa Brava, seiner letzten Geliebten Vera Brühne vermacht.

Noch einen Tag vor der Beisetzung des Vaters erstattete der enttäuschte Sohn Mordanzeige bei der Münchner Staatsanwaltschaft. Er wartete dabei auch gleich mit einem handfesten Verdacht auf: Nur Vera Brühne, die letzte Geliebte seines Vaters, konnte ein Interesse an seinem Tod gehabt haben, weil sie sonst nicht in den Besitz der Millionenvilla gekommen wäre.

Fortsetzung folgt

„Lebenslänglich Zuchthaus!" lautete das Urteil für Vera Brühne und Johannes Ferbach (nebenstehend). Dabei gab es keine Beweise dafür, daß sie die Mörder Dr. Prauns und seiner Haushälterin (unten) waren.

Soll es erst so weit kommen? Nein!

Deshalb vorbeugend Exlepäng-Haarpflege mit modernen Wirkstoffen benutzen! Exlepäng ist ein Spezialerzeugnis zur vorbeugenden Haarpflege und enthält erstmalig allantoinhaltigen Extrakt und einen Wirkstoff, der zu den Bausteinen des Haares in unmittelbarer Beziehung steht. Weit über ein halbes Jahrhundert zählt Exlepäng zu den beliebten Standard-Markenartikeln in allen Fachgeschäften. Der Name Exlepäng bürgt für Qualität und Wirkung.

Parfümeriefabrik Exlepäng Markkleeberg/Leipzig

Professor Dr. Wolfgang Ullrich
Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

WELTREISE DURCH DAS TIERREICH (13)

Die Jacht „Valhalla" begegnete vor der brasilianischen Küste diesem Tier, das mitreisende Wissenschaftler exakt beschrieben.

Die Jagd nach der Seeschlange

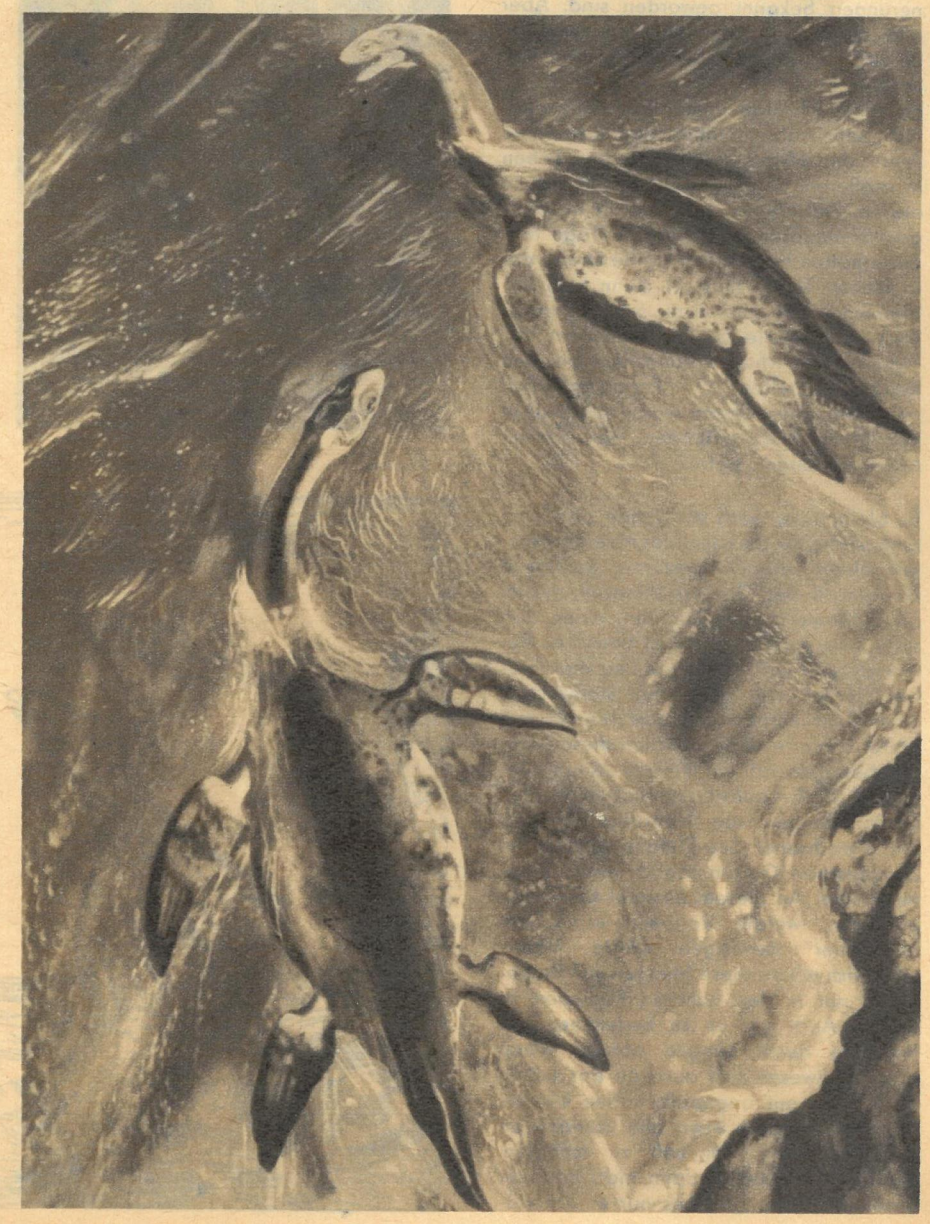
„Nachdem unsere Aufmerksamkeit geweckt worden war, stellten wir fest, daß wir eine riesige Schlange vor uns hatten, die Kopf und Schulter ungefähr 1¼ m hoch über Wasser hielt. Auch waren allermindestens 18 m von der Länge des Tieres zu sehen, doch diente offenbar kein sichtbarer Körperteil der Fortbewegung. Das Tier schwamm schnell. Sein Durchmesser betrug hinter dem Kopf etwa 35 bis 40 cm, und dieser Kopf glich außer Zweifel demjenigen einer Schlange. Während der Gesamtbeobachtungszeit, die mit Hilfe der Ferngläser 20 Minuten betrug, verschwand die Seeschlange keinen Augenblick unter Wasser ... Das Geschöpf besaß keine Schuppen, wohl aber etwas, das einer Pferdemähne oder einem Büschel Seetang glich und auf dem Rücken hin und her schwabberte ... gez. M'Quhae, Kapitän."

Solche Berichte gibt es zu Tausenden, und alle Zeiten und Erdteile haben das Ihre dazu beigetragen. Und immer wieder tauchten Fragen auf: Kann es in unserer Zeit noch einige wenige Überlebende des Geschlechtes der Saurier geben? Oder sind die Seeungeheuer Erfindungen geschäftstüchtiger Hotelbesitzer, die Touristen herbeilocken wollen? Existieren sie nur als Fabelwesen im Seemannsgarn?

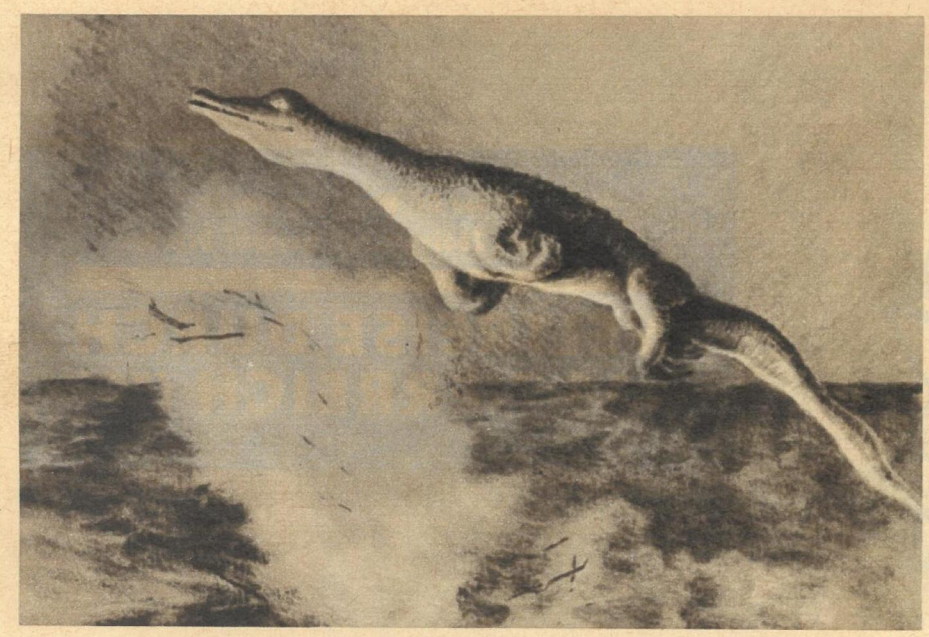
In den letzten Monaten ging wieder einmal das Ungeheuer von Loch Ness durch die Tageszeitungen, und die Auseinandersetzung um das Für und Wider des Überlebens von Riesen der Kreidezeit erhielt neue Nahrung. Um es vorweg zu nehmen: Solange kein wissenschaftlich exakter Beweis für die Existenz dieser „Seeungeheuer" angetreten werden kann, solange müssen sie neben Tatzelwurm, Einhorn und Vogel Greif ihr Leben ausschließlich in Märchen, Sagen und Fabeln fristen. Trotzdem ist es natürlich erlaubt, zu fragen, ob überhaupt die Möglichkeit besteht, daß sich Saurier bis in unsere Zeit gerettet haben könnten.

Vor etwa 265 Millionen Jahren begann auf unserer Erde die Eroberung des Festlandes durch die Amphibien. In dieser Epoche der Erdgeschichte, die auch Steinkohlenzeit genannt wird, waren riesige Gebiete unseres Planeten mit Wäldern von Farnen, Schachtelhalmen und Bärlappgewächsen bedeckt. Täglich gingen wolkenbruchartige Regen auf den feuchtheißen, dampfenden Urwald hernieder, und die Luft war mit Wasserdampf gesättigt. Diese Umwelt war ein Eldorado für jene „Zwitterwesen", die sich aus Fischen entwickelten und ihre Kindheit ausschließlich im Wasser verbrachten, wie es ihre Nachkommen auch heute noch tun. Die Amphibien waren die ersten Wirbeltiere, die aus dem Wasser auf das Land stiegen und es zu bevölkern begannen. In den nächsten 100 Millionen Jahren entwickelten sich aus ihnen die Reptilien, die vor 165 Millionen Jahren ihre hohe Zeit erlebten. Im Meer schwammen Fischsaurier, die in Gestalt und Lebensweise den heute lebenden Delphinen ähnelten. Die meisten dieser Ichthyosaurier waren nicht länger als zwei Meter. Es gab aber auch Riesen unter ihnen, wie den Leptopterygius, dessen Schädel allein zwei Meter lang war und der eine Gesamtgröße von 12 Metern erreichte.

Andere Saurier des Meeres, wie der Plesiosaurus, hatten einen abgeplatteten Körper und einen langen dünnen Hals, an dem ein kleiner Kopf saß. Sie waren Raubechsen des Meeres der Kreidezeit. Fische und Muscheln bildeten ihre Nahrung. Mit ihrem kräftigen Gebiß konnten sie die härtesten Schalen der Weichtiere knacken. Auch sie waren Riesen ihres Ge-



Viele Beschreibungen von „Seeungeheuern" ergeben ein getreues Bild der Plesiosaurier. Sind sie wirklich vor 150 Millionen Jahren ausgestorben?



Am 30. Juli 1915 versenkte „U 28" im Atlantik einen britischen Dampfer, der unter Wasser explodierte. Durch den Druck wurde dieses Tier in die Luft geschleudert und dabei von mehreren Offizieren und Matrosen beobachtet und beschrieben.

schlechts, denn manche Arten erreichten eine Länge von 13 Metern. Der ungewöhnlich lange Hals des Elasmosaurus bestand aus 76 Wirbeln. An Größe und Gewicht wurden diese Meeresbewohner noch durch den Brontosaurus übertroffen, denn dieser Gigant wurde 18 Meter lang. Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß sich der Brontosaurus fast ausschließlich im Wasser aufhielt, wo er die Pflanzen abweidete, denn dieses ungeheure Körpergewicht konnten selbst die mächtigen Säulenbeine nicht allein tragen, das Wasser mußte ihnen dabei helfen.

Diese Aufzählung der „Drachen der Vorzeit" könnte noch um viele „Ungeheuer" vermehrt werden, die uns durch Versteinerungen bekannt geworden sind. Aber alle diese Riesenreptilien verschwanden bereits vor vielen Millionen Jahren von unserer Erde.

Es ist jedoch nicht unmöglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß sich einige Arten der Meeressaurier an das Leben in größeren Tiefen angepaßt und sich in diesem Zufluchtsgebiet vielleicht in wenigen Exemplaren bis in unsere Tage hinein erhalten haben. Der große Druck, der in diesen Tiefen herrscht, kann kein unüberwindliches Hindernis sein, denn es sind schon Wale bis in Tiefen von 600 Metern beobachtet worden, und bei den Reparaturarbeiten am Fernsprechkabel im Atlantischen Ozean wurde ein Wal in 900 Meter Tiefe gefunden, der sich im Kabel verfangen hatte.

Es bleibt aber noch die Frage offen, ob eine solche Riesenechse des Meeres in diesen Tiefen ewiger Finsternis genügend Nahrung findet. Größere Pflanzen, die ihr als Nahrung dienen könnten, leben dort nicht, und auch die meisten tierischen Bewohner sind nur sehr kleine Vertreter ihres Geschlechts. Um aber den Stoffwechsel eines Reptilkörpers von acht bis zwanzig Meter Länge – denn zwischen diesen Maßen bewegen sich die meisten „Augenzeugenberichte" – aufrechtzuerhalten, werden große Mengen von Nahrung benötigt. Ein erwachsener See-Elefant verzehrt im Zoologischen Garten täglich einen Zentner Fische. An diesem Beispiel kann man ermessen, welche Rationen ein „Seeungeheuer" benötigen würde. Wahrscheinlich wären diese Mengen von Beutetieren nur in den höheren Regionen zu finden. Auch gilt es zu bedenken, daß Reptilien durch Lungen atmen. Wenn das Fabelwesen sich auch an das Leben im Wasser gut angepaßt haben könnte, so müßte es doch etwa alle Stunden an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Warum aber wird es dann nicht häufiger gesehen? Dafür gäbe es nur eine Erklärung: Die „Seeungeheuer" leben nur noch in einem sehr kleinen Bestand.

Andererseits kann man wohl nicht alle Berichte, die im Laufe der letzten Jahrhunderte über Seeschlangen und Meeresungeheuer gegeben worden sind, mit Sinnestäuschungen und Verwechslungen abtun. Wenn auch eine „Landratte" leicht die auftauchenden Rücken einer in Kette schwimmenden Gruppe von Delphinen für eine Seeschlange halten kann, einem Seemann ist ihr Anblick sehr vertraut. Er wird sich durch sie nicht täuschen lassen. Daß die Beschreibungen der beobachteten Seeungeheuer sich trotzdem stark voneinander unterscheiden, ist nicht verwunderlich. Man kann das zum Beispiel in der Abenddämmerung an einem Waldrand ausprobieren: Kaum ein Beobachter wird ein davonrennendes Reh erkennen, sondern zwischen Hase und Hirsch alle möglichen Tiere des heimischen Waldes vermuten. Um wie vieles mehr müssen die Beschreibungen eines unbekannten Tieres auseinandergehen.

Wollen wir uns nun einige der „Augenzeugenberichte" ansehen, die über Seeungeheuer bekannt geworden sind.

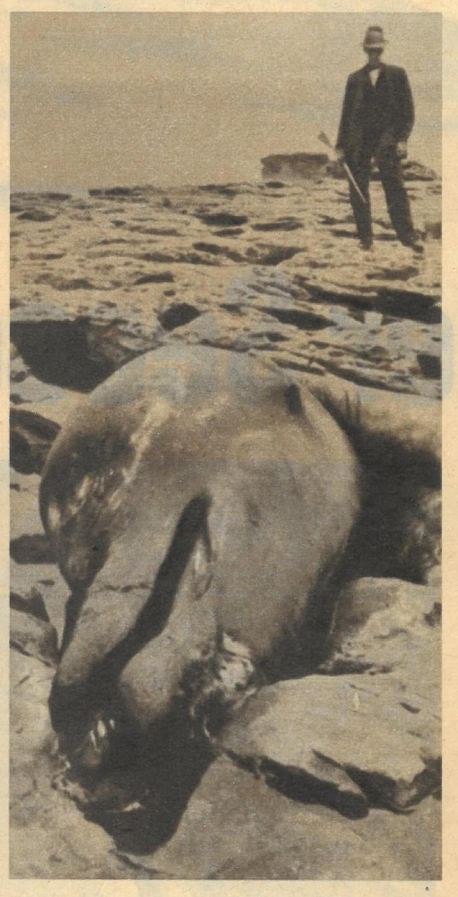
Aus dem Jahre 1746 stammt folgender Bericht: „Ich befand mich auf der Rückreise von Drontheim, als ich durch ein Murmeln meiner Leute aufmerksam wurde. Auf meine Frage, was denn los sei, erhielt ich zur Antwort, daß sich eine Seeschlange vor uns befinde. Ich befahl dem Mann am Ruder, darauf zuzuhalten. Inzwischen glitt die Seeschlange vorüber, und wir mußten wenden, um ihr näher zu kommen. Da das Tier jedoch schneller schwamm, als wir folgen konnten, nahm ich meine mit grobem Schrot geladene Büchse und schoß, worauf es augenblicklich wegtauchte. Wir hielten auf die Stelle zu, an der es verschwunden war, und blieben dort liegen, weil wir hofften, es wieder erscheinen zu sehen; es kam indessen nicht wieder. An der Tauchstelle war das Wasser rot. Vielleicht hatte ich das Tier auf die geringe Entfernung verwundet.

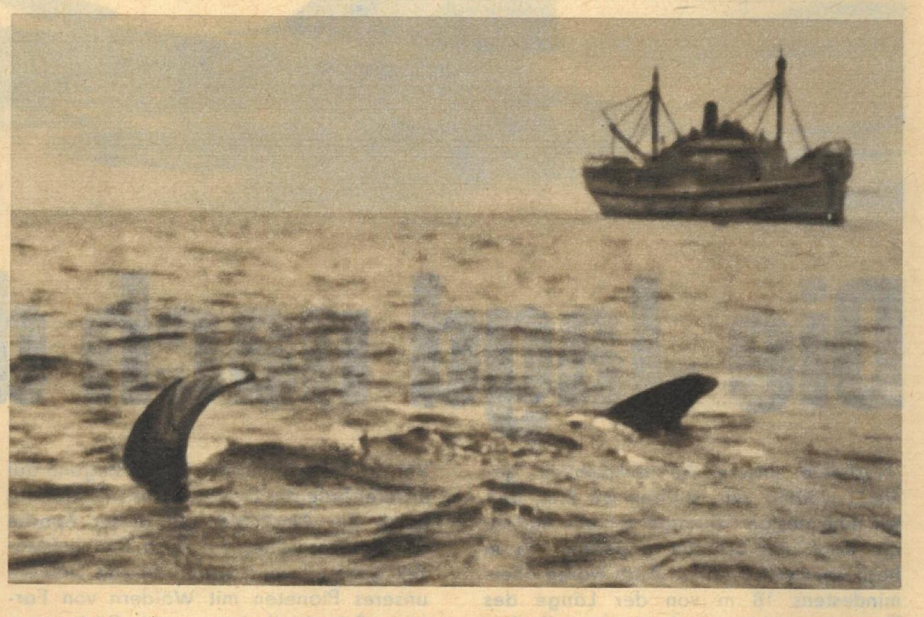
Der Kopf dieser Seeschlange, den diese mindestens 60 cm hoch über dem Wasser hielt, glich dem eines Pferdes. Er besaß eine graue Färbung, hingegen war das Maul schwarz. Eine lange weißliche Mähne hing bis zur Wasseroberfläche nieder. Außer Kopf und Nacken bemerkten wir noch sieben oder acht Windungen oder Wölbungen dieser Schlange, die sehr dick war. Unserer Schätzung nach hatten die Wölbungen einen Abstand von je einem Faden (nicht ganz zwei Meter) voneinander.

Bergen, den 21. Februar.
Gez.: L. von Ferry."

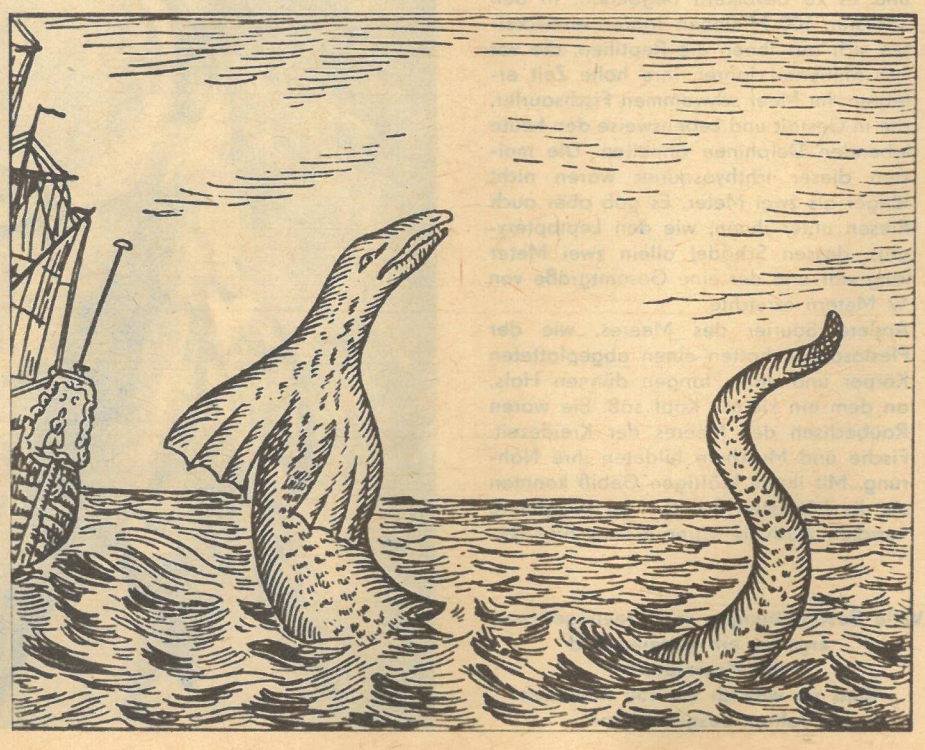
Die jüngste Meldung stammt vom Dezember 1964. Sie lautete: „Dem Rätsel des jakutischen Chaiyr-Sees sind jetzt sowjetische Geologen auf die Spur gekommen. Seit langem erzählen sich die Jakuten, die den See ängstlich meiden, daß dort ein Ungeheuer hause. Sowjetische Wissenschaftler bekamen unlängst das der Wissenschaft bisher unbekannte Tier zu Gesicht. Es trägt an der Spitze eines langen glänzenden Halses einen kleinen Kopf . . . auf dem Rücken befindet sich eine vertikale Schwimmflosse. Die Geologen erblickten das Tier, als es für kurze Zeit das Ufer des Sees aufsuchte, und ein zweites Mal in der Mitte des Sees, wo es mit seinem langen Schwanz das Wasser peitschte."

Die Glaubwürdigkeit dieser und der zahlreichen anderen Berichte über Seeungeheuer festzustellen kann nicht die Aufgabe des Zoologen sein. Für ihn kann das sagenhafte Tier erst existieren, wenn exakte wissenschaftliche Beweise vorliegen, und das ist bis jetzt noch nicht der Fall. Bis dahin aber bleibt es nur in Fabeln und Märchen am Leben.





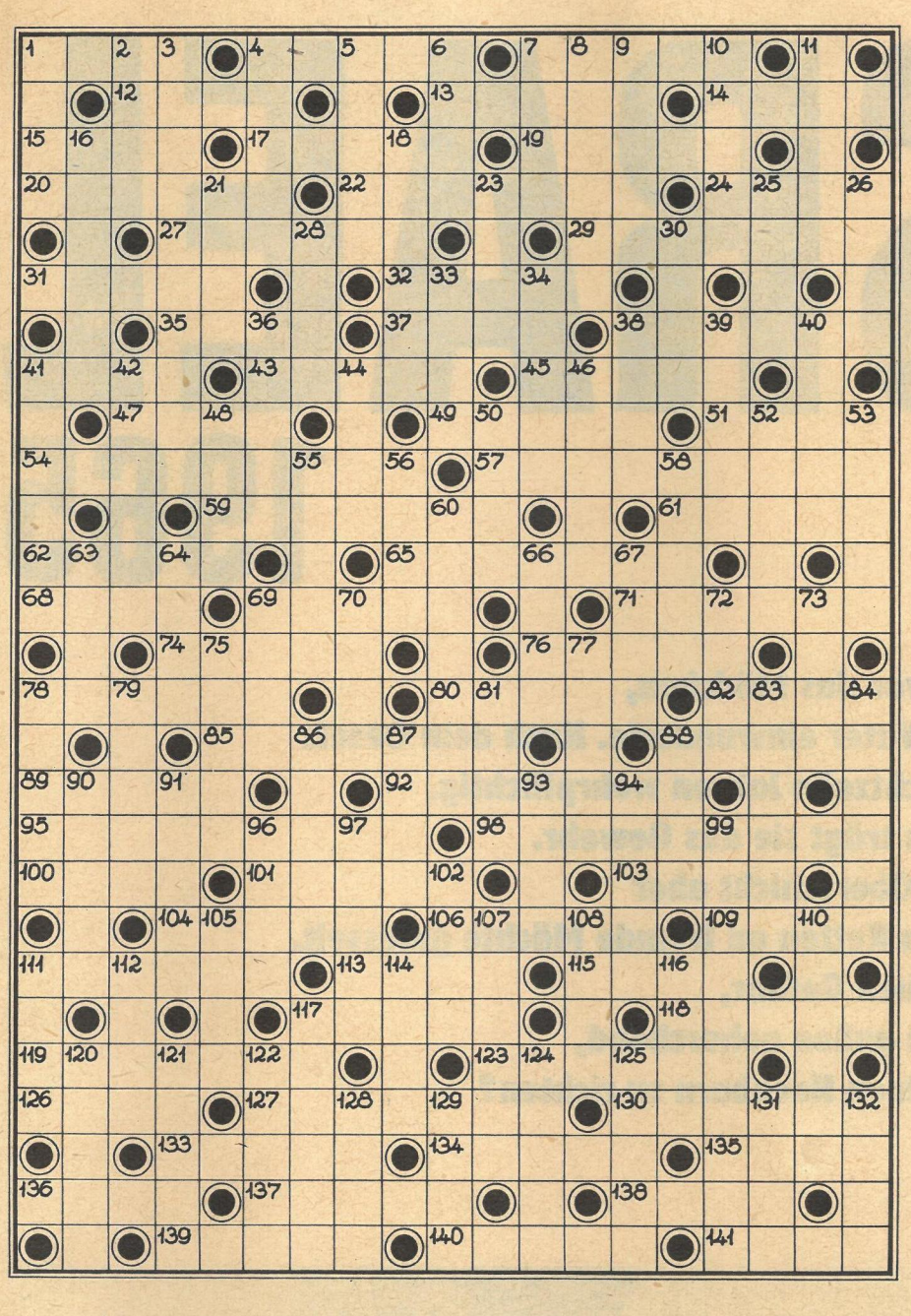
Manches „Ungeheuer" verdankt seine Entstehung nur einem ungewöhnlichen Anblick längst bekannter Tiere: Die flügelartigen Seitenflossen eines Riesenrochens können den Anschein einer riesigen Schlange erwecken (oben). Ein bei Santa Cruz angeschwemmter Kadaver erwies sich als Überrest eines Delphins.



Fotos: Archiv Prof. Dr. Ullrich

Wenn auch vieles Täuschung oder übersteigerte Phantasie ist, alle Beobachtungen können kaum so abgetan werden.

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Titelheld bei Shakespeare, 4. kanadischer Schriftsteller (Verfasser von Tiergeschichten), 7. norddeutscher Dichter („Der Schimmelreiter"), 12. Überbleibsel, 13. Sternbild des nördlichen Himmels, 14. Schreitvogel, 15. Fluß in Westeuropa, 17. Etagenvorbau, 19. Nachkomme, 20. Vorlage, Modell, 22. Willenskraft, 24. Fahrzeug, 27. Atemnot, 29. Ziegel, 31. Mathematik: Kreisringfläche, 32. tschechoslowakische Stadt, 35. starkes Tau, 37. oberitalienische Weinstadt, 38. Kenntnis, 41. Nebenfluß der Wolga, 43. Gebirgstier, 45. Landschaftsform, 47. weiblicher Vorname, 49. Fächergestell, 51. Malaiendolch, 54. getragene Melodie, 57. aufsehenerregendes Ereignis, 59. lockeres Staatenbündnis, 61. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 62. Spielkarte, 65. sowjetischer Schriftsteller („Der Leidensweg"), 68. kleine Deichschleuse, 69. Haustier, 71. Erschlaffung, Lähmung, 74. Gestalt aus „Die Fledermaus", 76. Muse der Liebesdichtung, 78. bayrisch/österreichisch für Alpenhirt, 80. Monat, 82. italienischer Ort nördlich von Bozen, 85. südspanische Provinzhauptstadt, 88. Spinnereierzeugnis (Mz.), 89. Küchengerät, 92. Affenart, 95. wissenschaftlich ausgebildeter Techniker, 98. Art der Wilderbeutung, 100. Ringelwurm, 101. Titelgestalt einer Oper von Richard Strauss, 103. spanische Provinzhauptstadt, 104. Gestalt aus „Don Carlos", 106. Wasserstraße, 109. Würzkraut, 111. veraltetes Dreschgerät, 113. Wärmespender, 115. Brutstätte, 117. kräftiger, kurzer Schall, 118. Stadt an der Elbe, 119. Kelterrückstände, 123. Hafenstadt in Iran, 126. Verpackungsgewicht, 127. Morgenkleidung, 130. Kreisstadt im Bezirk Neubrandenburg, 133. Hafenkundiger, 134. Bewegungsform, 135. Stadt südlich von Moskau, 136. Drama von Ibsen, 137. Laubbaum, 138. Fluß in der Schweiz, 139. Fluß zum Kaspischen Meer, 140. turnerische Übung, 141. aufrichtiges Bedauern.

Senkrecht: 1. Jungtier, 2. Nebenfluß der Kura, 3. Gaststätte, 4. Rennbeginn, 5. Stammeszeichen bei Naturvölkern, 6. Ton der diatonischen Tonleiter, 7. Nebenfluß des Rheins, 8. Grundton einer Tonleiter, 9. Verwandter, 10. Tagraubvogel, 11. Rennstrecke, 16. historischer Panzerkreuzer, 18. Südfrucht, 21. Teil des Hauses, 23. Reiten, Ausreiten, 25. Erlaß, Verordnung, 26. algerische Hafenstadt, 28. Warn-, Signalgerät, 30. Bewohnerin eines europäischen Landes, 33. rumänischer Maler und Karikaturist, 34. Turnerabteilung, 36. Stadt im Bezirk Magdeburg, 38. Süßwasserraubfisch, 39. religiöse Sondergruppe, 40. englische Schriftstellerin († 1880), 41. tropische Pflanze, 42. Zeitabschnitt, 44. Bergwerk, 46. Landschaft in Ungarn, 48. Habsucht, 50. Einhufer, 52. Furche, 53. englisch: Schlange, 55. Schiffstagereise, 56. Schwimmvogel, 58. Bewohner eines Erdteils, 60. Wirbelsturm, 63. Sagengestalt, 64. Schwung, Begeisterung, 66. forstwirtschaftliches Raummaß, 67. Schmuckstein, 69. englischer Physiker († 1907), 70. Bestandteil des Tees, 72. Farbton, 73. philosophischer Begriff, 75. Stich- und Hiebwaffe, 77. Riefe, 78. Reihe, Folge, 79. Rest, 81. Anteil, Teil, 83. Oper von Verdi, 84. Bierglas, 86. Fläche, Flächeninhalt, 87. Stadt in der Indischen Union, 88. Geschenk, 90. Filmregisseur („Affäre Blum"), 91. schriftliches Beweisstück, 93. Land in Vorderasien, 94. französische Stadt, 96. Abgott, Trugbild, 97. Vereinigung, Bund, 99. keimtötender Drogenauszug, 102. Abscheu, 105. Ruhemöbel, 107. Park, 108. indische Währungseinheit, 110. Zeichengerät, 111. Brotaufstrich, 112. Nebenfluß der Fulda, 114. Sturz, 116. Holzteilchen, 117. Salatpflanze, 120. Edelgas, 121. Zuspeise, 122. niederdeutsch für einjähriges Fohlen, 124. deutscher Arbeiterführer († 1913), 125. italienischer Dichter („Die Göttliche Komödie"), 128. eitler Mensch, Modenarr, 129. Schabeisen der Kammacher, 131. Bronzeblasinstrument, 132. Larve.

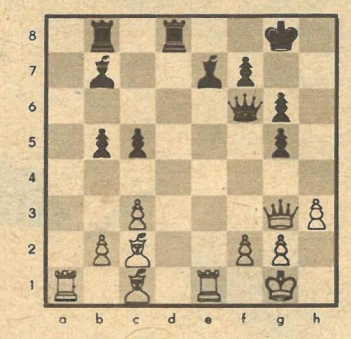
DIE WETTE

Bevor der amerikanische Großmeister Evans seine Begegnungen mit den fünf sowjetischen Großmeistern am Amsterdamer Interzonenturnier 1964 auszutragen hatte, schloß er mit einem anderen ausländischen Teilnehmer eine Wette ab. Er erklärte, daß er aus diesen fünf Begegnungen mindestens 2,5 Punkte erzielen würde. In der 15. Runde spielte Evans gegen David Bronstein ... und verlor. In der 16. Runde spielte er gegen Michael Tal ... und verlor. In der 17. Runde spielte er gegen Leonid Stein ...

Aber sehen Sie sich diese Partie selbst an!

Weiß: Stein Schwarz: Evans

1. **e4 e5** 2. **Sf3 Sc6** 3. **Lb5 a6** 4. **La4 Sf6** 5. **0-0 Le7** 6. **Te1 b5** 7. **Lb3 d6** 8. **c3 0-0** 9. **h3 Sb8** 10. **d3 c5** 11. **Sd2 Dc7** 12. **Lc2 Sc6** 13. **Sf1 d5** (Hier nehmen die Schwierigkeiten von Evans ihren Anfang.) 14. **Se3 de4:** (Besser war 14. ... d4) 15. **de4: Td8** 16. **De2 g6** 17. **a4 Tb8** 18. **ab5: ab5:** 19. **Sg5 h6** 20. **Sd5! Sd5:** 21. **ed5: hg5:** 22. **dc6: Dc6:** 23. **De5: Lb7** 24. **Dg3 Df6?**



(Der entscheidende Fehler! Nach 24. ... Ld6 hätte Schwarz zwar einen Bauern verloren, aber noch Widerstand leisten können.) 25. **Te7:! De7:** 26. **Lg5: f6** 27. **Lf4 Ta8** 28. **Ta8: La8:** 29. **Lg6: Dg7** 30. **Le3 c4** 31. **Lf7† Kf7:** 32. **Dc7† Kg6** 33. **Dd8: Lc6** 34. **Ld4 Df7** 35. **Dd6** und Schwarz gab auf. Damit hatte Evans nicht nur die Partie, sondern auch die Wette verloren.

TLE OTHY-KOSMETIKA

FRIXOTHY-Frisurverfestiger
Tika-Wäschesteife
ELTE-Schnellreinigungspaste
BEROTHY-Fleckentferner

LEOPOLD THIELE · Quedlinburg

RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 2

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Azeton, 5. Egk, 8. Iberer, 11. Bering, 12. Arioso, 13. Araber, 15. Gin, 17. Elburs, 19. Log, 21. Reste, 23. Ali, 24. Eboli, 25. Emu, 27. Dau, 29. Venen, 30. Sonate, 33. Reseda, 36. Akt, 37. Sen, 38. Ire, 39. Arm, 42. Sepp, 43. Tat, 45. Tag, 47. Rum, 49. Agon, 50. Eros, 51. Regal, 53. Lear, 54. Uran, 55. Spa, 56. Ede, 57. Ehre, 58. Nase, 60. Sketch, 63. Mann, 65. Rigi, 66. Olm, 68. Öre, 69. Kar, 70. Gier, 71. Nis, 73. Ill, 75. Eva, 77. AWO, 81. Gaumen, 83. Remise, 87. Rehau, 88. Fes, 90. Tal, 91. Ideal, 92. Ara, 94. Erato, 97. Man, 99. Ameise, 101. Ida, 103. Letter, 104. Silage, 105. Lehrer, 106. Elbrus, 107. Sog, 108. Stuben. — Senkrecht: 1. Azalee, 2. Obelisk, 3. Nero, 4. Cid, 5. Egge, 6. Kant, 7. Air, 8. Isel, 9. Bolivar, 10. Rosine, 14. Asow, 16. Ist, 18. Urne, 20. Gen, 21. Rute, 22. Eder, 23. Aue, 26. Mast, 28. Aser, 31. Otto, 32. Ente, 33. Riga, 34. Dame, 35. Refrain, 36. Apennin, 40. Marengo, 41. Lourdes, 44. Assel, 46. Agger, 48. Ulema, 51. Ras, 52. Lech, 59. Sosa, 61. Köln, 62. Teer, 64. Aras, 67. Mime, 69. Kama, 72. Iguassu, 74. Lese, 76. Veto, 78. Weinert, 79. Triade, 80. Ahle, 82. Ufa, 84. Ilm, 85. Deut, 86. Florin, 89. Bad, 93. Reis, 95. Ries, 96. Talg, 98. Ales, 100. Jak, 102. Ahn.

Silbenrätsel. 1. Kilometer, 2. Ikone, 3. Godavari, 4. Ölgefäße, 5. Elektra, 6. Ellipse, 7. Veilchen, 8. Raabe, 9. Rubel, 10. Copyright, 11. Elefant, 12. Gershwin, 13. Bürette, 14. Ekstase, 15. Aquarell, 16. Sonderling, 17. Ipswich, 18. Humanité, 19. Kapazität, 20. Mappe, 21. Flamen, 22. Novize, 23. Ulanowa, 24. Othello, 25. Lehrausbilder, 26. Nasarowa, 27. Oklahoma, 28. Arena, 29. Kapitän, 30. Mazeppa, 31. Fadejew, 32. Norma, 33. Uferstraße. — „Kein größeres Verbrechen gibt es, als nicht kämpfen zu wollen, wo man kämpfen muß!"

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, 8023 Dresden, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN, RADEBERGER STRASSE 14b, RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412

Wieder so ein DING MIT PFIFF (62) von Willy Moese (nach einer Leseridee), ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 23. Januar 1965 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff) mit. Vielleicht gehören Sie zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden 6, Radeberger Straße 14b.

DING MIT PFIFF (58): Sattelschlepper. Je ein Buch gewannen: Wolfgang Schädlich, Auerbach (Vogtland); E. Radicke, Berlin-Hohenschönhausen; Dieter Schulze, Schwarze Pumpe.

ISRAEL 1965

**Drei Jahre alt war das Mädchen,
als es mit dem Vater einwanderte. Nach dem Gesetz
wurde es mit achtzehn Jahren wehrpflichtig.
Guten Glaubens trägt sie das Gewehr.
Die regierende Oberschicht aber
ist mit goldenen Ketten an fremde Mächte gefesselt.
Läuft das Mädchen Gefahr,
einem Wink von außen gehorchend,
die Waffe auf einen Nachbarn zu richten?**

Vor fünfzehn Jahren ging der Vater, sein kleines Mädchen an der Hand führend, in Haifa von Bord eines Einwandererschiffes. Erstaunt sah das Kind, wie sich der Vater am Hafenkai niederwarf und die Steine küßte. Ihm saß noch das Entsetzen über den grausigen Tod seiner jüdischen Brüder und Schwestern in faschistischen Konzentrationslagern im Nacken. Aber nun wußte er alle Gefahren hinter sich, hatte endlich die Heimstatt der Juden erreicht, das den Gläubigen verheißene Gelobte Land der Väter.

Israel empfing die Einwanderer aus 92 Ländern mit freundlichem Gesicht. Wo sie an Land gingen, am Küstengebiet des Mittelmeeres, wohnten 800 000 Menschen auf 14 Prozent der Gesamtbodenfläche des 1948 durch die Teilung Palästinas entstandenen Staates. Der übrige Teil des 20 700 Quadratkilometer großen Landes war in wahrhaft biblischem Sinne wüst und leer.

Der Vater des Mädchens war einer aus der Millionenschar Einwanderer, die in Wüsten und Gebirge des Landesinneren gingen, um Felder und Gärten auf Ödland anzulegen und kahle Hänge aufzuforsten. Er glaubte, das Rechte getan zu haben.

Die Tochter, nun nach israelischem Gesetz wehrpflichtig und im Gebrauch der Schußwaffe geübt, glaubt auch, dies für eine gute Sache zu tun. Weiß sie, daß die Geburt Israels hauptsächlich nach dem Willen einflußreicher Ölkönige aus Washington und London erfolgte, um „Pfahl im Fleisch der arabischen Welt" zu sein? Zu freiheitsdurstig waren die arabischen Länder am Mittelmeer geworden, zu gefährdet die Milliardengewinne der aus heißem Wüstenboden sprudelnden Ölquellen.

Als das Einwandererschiff einlief, hatte Israel eben seinen ersten jüdisch-arabischen Krieg hinter sich (1948). Neun Jahre später, 1956, überfiel die israelische Armee auf Befehl des inzwischen verstorbenen Staatschefs Ben Gurion das syrische Nachbarland. Kaum vom UN-Sicherheitsrat als Aggressor gebrandmarkt, beteiligten sich die Streitkräfte, deren Uniform auch das Mädchen trägt, im gleichen Jahr an dem schändlichen imperialistischen Überfall auf Ägypten. Als Köder für die ihm bestimmte Rolle erhielt Israel

Den See Genezareth, das Sammelbecken der Quellflüsse des Jordan, zapfte Israel an. 400 Millionen Kubikmeter Wasser sollen dadurch der Negev-Wüste zugeführt werden. Mit Recht stehen die arabischen Länder auf dem Standpunkt, daß es nur auf Grund von Staatsverträgen einem der Anlieger des Jordan gestattet sein kann, aus einem für mehrere Staaten lebenswichtigen Strom Wasser zu entnehmen. In den Auseinandersetzungen forderte die rechtsextremistische Cherut-Partei schon 1962 einen „jüdischen Mussolini", der den Nachbarn Jordanien Israel einverleiben solle, wie einst Hitler die Tschechoslowakei.

Dollar (bis 1962 drei Milliarden), ohne die Einwanderung und Seßhaftwerden einer reichlichen Million Menschen unmöglich gewesen wäre. Aber die Finanziers bewegte dabei nicht die uralte Sehnsucht der jüdischen Bürger nach einer sicheren und friedlichen Heimstatt, sondern die kühle Überlegung, daß Israel mit zum Haß gegen Araber aufgeputschten Bewohnern eine willkommene militärische Basis inmitten Arabiens wird.

Nirgendwo wird so klar erkennbar wie gerade in und um Israel, daß es hier nicht um Rassenfragen, sondern vielmehr um Klassenfragen geht. Nicht das Mädchen in Uniform, das guten Glaubens das Gewehr trägt, sondern die dollargespickte Oberschicht Israels schmückt sich mit der goldenen Kette, die das Land an imperialistische Mächte fesselt. Nur in den großen modernen Bankhäusern des Industrie- und Handelszentrums Tel Aviv (400 000 Einwohner) – nicht aber in den Kibbuz, den Landarbeitersiedlungen – registrierten Rechenmaschinen, wieviel ausländisches Kapital – „Entwicklungshilfe" – in die israelische Wirtschaft gesteckt wurde. Amerikanische, englische und westdeutsche Banken kontrollieren heute mehr als 500 Großbetriebe, Erzbergwerke, Waffenschmieden, Zement-, Chemie- und Textilfabriken, auch einen großen Teil Grund und Boden.

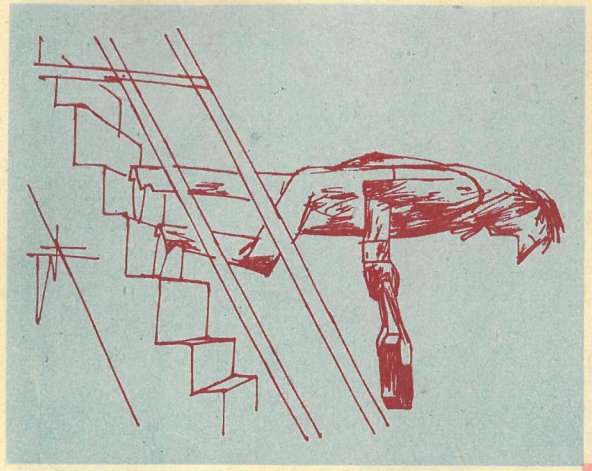
Das Mädchen, das da inmitten seiner Kompanie marschiert, weiß vom Prozeß gegen Eichmann, den millionenfachen Judenmörder. Während der Verhandlungstage in Jerusalem fand es die Erzählungen des Vaters über die KZ-Verbrechen bestätigt. Aber es ahnte nie, daß sich zur gleichen Zeit die Regierung Israels mit den Herren von Rhein und Ruhr arrangierte. Drei Milliarden „Wiedergutmachung" handelte damals Ben Gurion mit Adenauer aus, dessen Intimus Globke, der intellektuelle Judenmörder des dritten Reiches, den Vertretern des jüdischen Staates die blutbefleckte Hand reichte. Das „Honorar" garantiert Bonn noch jetzt, Waffen aus den Schmieden Israels zu empfangen und Tel Aviv zum Umschlagplatz für westdeutsches Kapital, ausgezeichnet als „Finanzhilfe" und „Entwicklungshilfe" für die sich gerade vom Kolonialjoch befreienden Länder des Nahen Ostens und Afrikas auszuwählen.

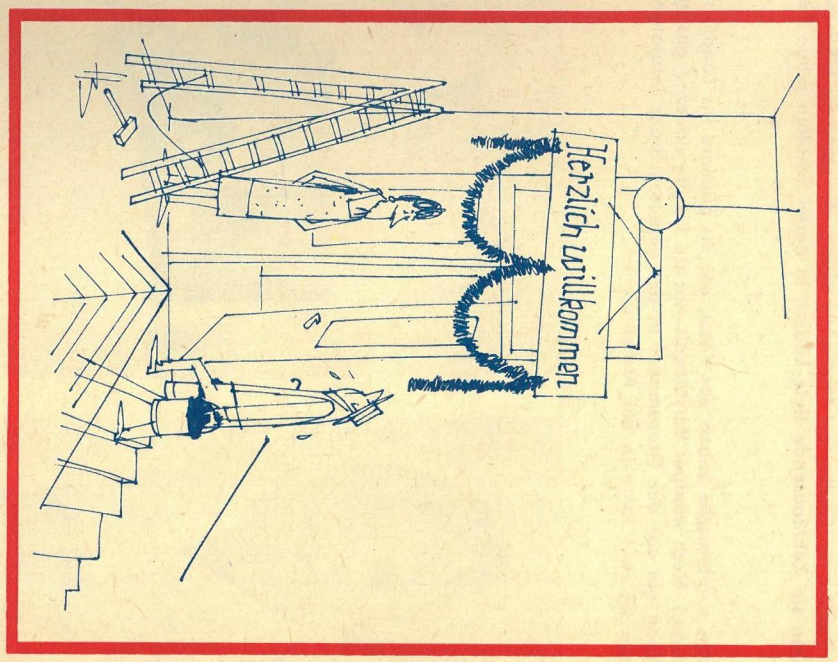
Tausend Kilometer lang grenzt Israel an die arabischen Nachbarländer Jordanien, Syrien, Libanon und die Vereinigte Arabische Republik. Der jüdische Siedler in den Kibbuz aber, der das Land urbar macht, unter harten Entbehrungen und mühevollem Fleiß, braucht zwei Dinge, um leben zu können: Wasser und Frieden. Die Kommunistische Partei Israels vertritt seine Interessen und fordert, die goldene Kette ausländischer Mächte zu sprengen, sich mit den arabischen Ländern zu verständigen, die politischen und wirtschaftlichen Zustände des Landes im demokratischen Sinne zu verändern und die militaristische Oberschicht zu zügeln.

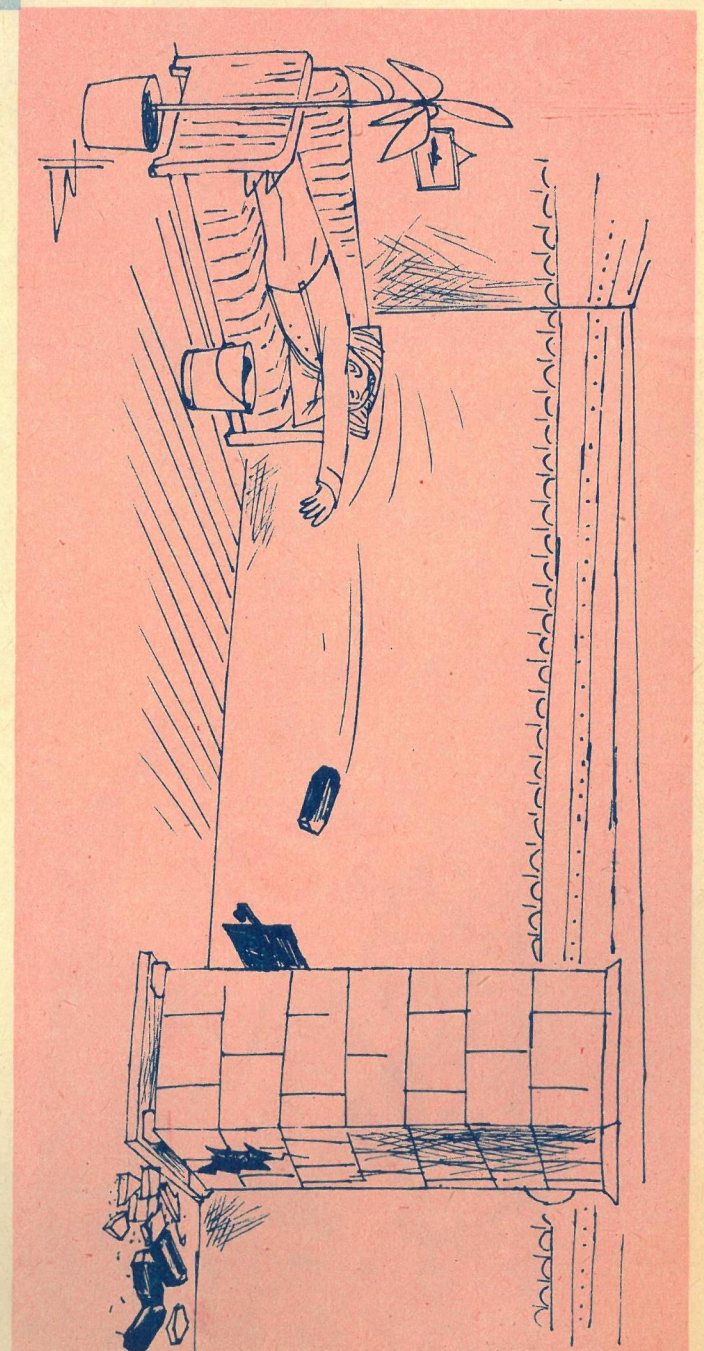
Um die Wüste zu bezwingen, greifen die Siedler auf Methoden zurück, die schon zu biblischen Zeiten angewendet wurden. Am Toten Meer gruben sie Zehntausende tiefe Löcher, in deren Schatten junge Palmen gedeihen sollen.

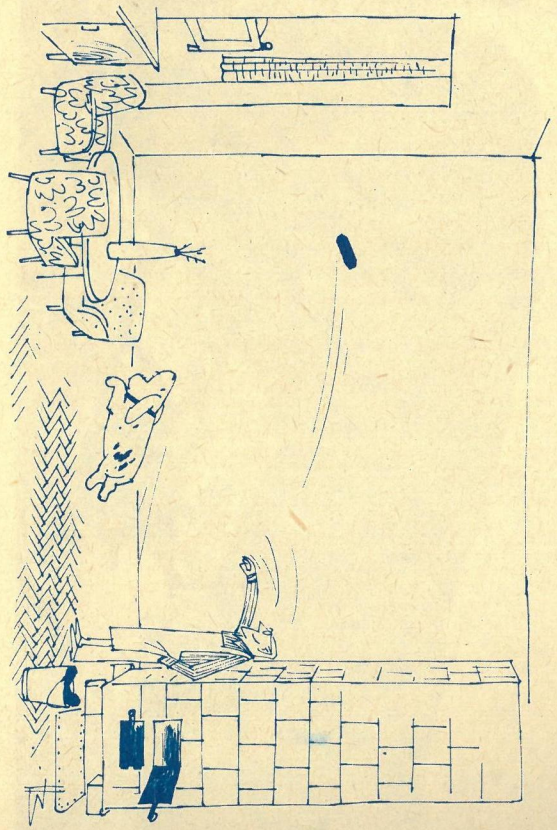
Kaum Anklang findet heute das spartanische Leben der Väter, die als Pioniere ins Landesinnere gingen, bei großen Teilen der israelischen Jugend. Noch weniger Verständnis hat sie für die dauernd geschürten Spannungen mit den arabischen Nachbarn. Wenn die vor der Grenzmauer in der geteilten Stadt Jerusalem spielenden Mädchen achtzehn Jahre alt sind, müssen sie zwei Jahre in der Armee dienen.

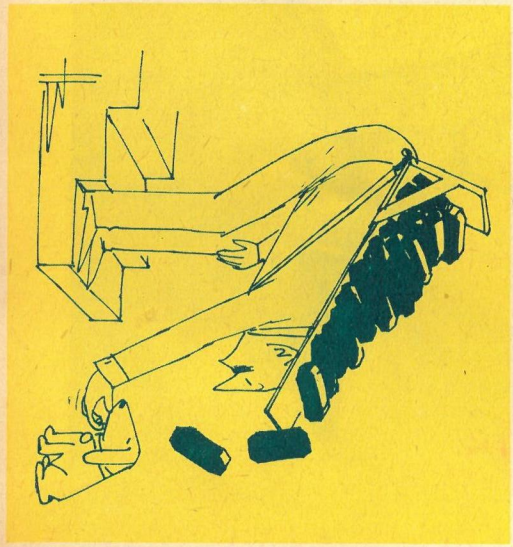
KOHLENKUNSTSTÜCKCHEN VORGEFÜHRT VON HENRY BÜTTNER

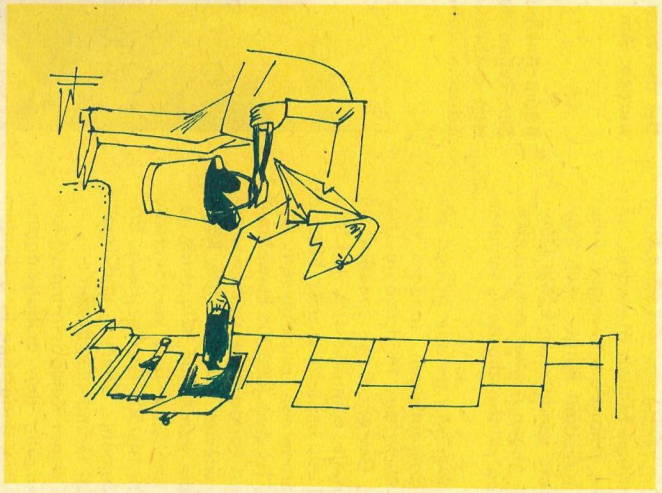


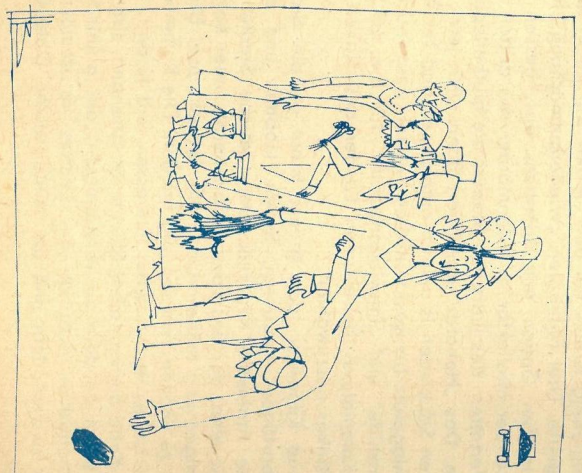












34104